

stimme

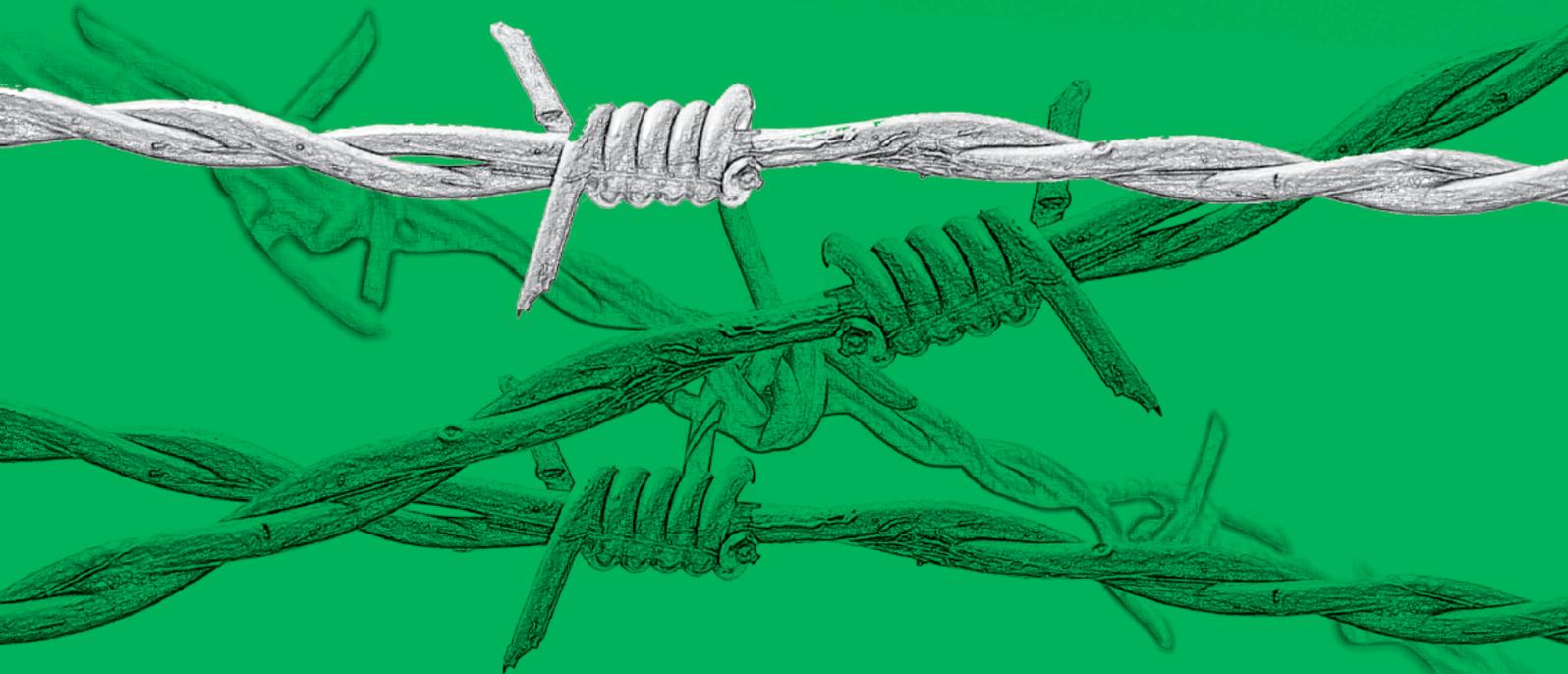
Zeitschrift der Initiative Minderheiten

96

Herbst 2015

EUR 5,50

ISSN: 2306-9287



» Menschenrechte

Sie fragen, wir antworten.

- Über die Arbeit der Bundesregierung
- Alles zum Thema Europäische Union
- Unterstützung und Beratung bei Amtswegen

Bürgerinnen- und Bürgerservice

Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1, 1010 Wien

Servicetelefon 0800 222 666 (gebührenfrei)
Montag bis Freitag: 8–18 Uhr

service@bka.gv.at
bundeskanzleramt.at

Servicezentrum HELP.gv.at

Informationen, Beratung und
Unterstützung zu E-Government,
Handy-Signatur und Bürgerkarte

Ballhausplatz 1 (Eingang
Schauflegasse), 1010 Wien
Montag bis Freitag: 9–17 Uhr

help.gv.at





Impressum

STIMME ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin und Verlegerin: **Bürgerinitiative Demokratisch Leben**, Jahnstraße 17, 6020 Innsbruck |

Tel.: +43 512 58 67 83

Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | **Gumpendorfer Straße 15/13**, 1060 Wien, Tel.: +43 1 966 90 01 | office@initiative.minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: **Gamze Ongan**

Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, mh, Ursula Hemetek, Cornelia Kogoj, Anita Konrad, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**

Kolumnen: **Hakan Gürses, Erwin Riess, Vida Bakondy**
Grafisches Konzept, Artdirektion & Illustrationen: **fazzDesign** (Fatih Aydoğdu) | fazz@fazz3.net

Lektorat: **Marlene Pardeller, Nikolaus Stenitzer** |

www.zeichenweise.com



Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H.**, Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien | office@dfd.co.at

Lizenznehmer Österreichisches Umweltzeichen.

Verlags- und Erscheinungsort: **Innsbruck** | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck

Anzeigen: **Helga Kovrigar** | office@initiative.minderheiten.at

Abo-service: **Kai Kovrigar** | abo@initiative.minderheiten.at

Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland (für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**

Web: www.initiative.minderheiten.at |

www.zeitschrift-stimme.at

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

- 04** | **Aushang**
Kurzmeldungen
- 05** | **Editorial**
Gamze Ongan
- 06** | **Stimmlage**
Dieser Tage
Hakan Gürses
- 08–09** | **Solidarität von Nickelsdorf bis Lochau**
Von den Mühlen der Linken mit dem trojanischen Pferd der Standortpolitik | Philipp Sonderegger
- 10–11** | **Menschenrechtsarbeit ist kollektive Arbeit**
Shams Asadi, Menschenrechtsbeauftragte der Stadt Wien, im Stimme-Gespräch | Thomas Jäkle
- 12–13** | **Kanalbauamt hat mit Menschenrechten nichts zu tun!**
Menschenrechtsstadt Graz – Ein permanenter Lernprozess
Klaus Starl
- 14–15** | **Wien sagt: LGBTIQ-Rechte sind Menschenrechte!**
Zu internationalen und kommunalen Entwicklungen
Angela Schwarz und Wolfgang Wilhelm
- 16–18** | **Menschenrechtsstadt Wien**
Urbanes Selbstverständnis jenseits politischer Rhetorik?
Marianne Schulze
- 19–21** | **Ausschluss, Beschränkung, Benachteiligung**
Rassismuserfahrungen von Menschen mit dunkler Hautfarbe im öffentlichen Raum | Simone Philipp
- 22–23** | **„Just equal, you know ... that’s all I ask for“**
The Safe House Black History Museum in Greensboro, Alabama
Cornelia Kogoj
- 24–25** | **Nachdenken über das Archiv**
Notizen zu „Ses Alma Rehberi“
Cana Bilir-Meier
- 26–27** | **Groll**
Ein Pastrami-Sandwich bei Katz’s Deli, New York
Erwin Riess
- 28–29** | **Nachlese**
Seenothilfe aus Wien, Berlin, Tunis und Rabat
Gerd Valchars
- 30–31** | **Spurensicherung**
Traiskirchen 1956
Vida Bakondy
- 32–33** | **Lektüre**
Rezensionen

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz: **STIMME – Zeitschrift der Initiative Minderheiten** ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten, die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der Bürgerinitiative Demokratisch Leben (Medieninhaberin) und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliederbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen der Medieninhaberin und der Herausgeberin sind im Impressum angeführt.

Dr.-Alexander-Friedmann-Preis 2015

Das Wiener Integrationshaus und das Frauenprojekt SEKA aus Bosnien-Herzegowina erhalten den **Dr.-Alexander-Friedmann-Preis 2015**.

Der Preis ist dem Andenken von Dr. Friedmann und seiner Arbeit gewidmet und wird durch das psychosoziale Zentrum ESRA bereits zum siebenten Mal verliehen. Ausgezeichnet werden Personen, Projekte oder Organisationen, die traumatisierte Flüchtlinge, MigrantInnen oder Angehörige von Minderheiten durch psychosoziale Beratung, Betreuung und Behandlung unterstützen.

Das Integrationshaus unterstützt Flüchtlinge und AsylwerberInnen mit Unterkunft, Verpflegung, medizinischer Versorgung und psychosozialer Betreuung. Bevorzugt werden Menschen aufgenommen, die unter einer Traumatisierung leiden oder in einer schwierigen familiären Situation leben, wie alleinerziehende Flüchtlingsfrauen oder minderjährige Flüchtlinge.

Das Frauenfriedensprojekt SEKA in Gorazde bietet seit 1997 psychotherapeutische Hilfe für Frauen, Kinder und Jugendliche, die unmittelbar oder transgenerational traumatisiert sind. Auch viele Jahre nach dem Friedensabkommen von Dayton sind die Auswirkungen der Kriegstraumata auf die Bevölkerung in den ehemaligen Kriegsgebieten noch immer massiv zu spüren.

Die PreisträgerInnen werden jeweils die Hälfte des mit 10.000 Euro dotierten Preisgeldes für ihre Arbeit erhalten.

Die **Österreichischen Bundesbahnen** erhalten einen Anerkennungspreis für ihren unbürokratischen, menschlichen und solidarischen Einsatz bei der Durchfahrt der Flüchtlinge aus Ungarn.

Preisverleihung: 26.11.2015 | 19:30 Uhr | ESRA, Tempelgasse 5, 1020 Wien

Eintritt nur mit amtlichem Lichtbildausweis!

www.integrationshaus.at
www.seka-hh.de



Elsie Slonim; Foto: Cornelia Mittendorfer

Uraufführung: Loibl-Saga

Loibl-Saga. Mord, Verfolgung und Solidarität im Konzentrationslager Loibl-Nord heißt das neue Theaterstück von **Erwin Riess**, das am 2. Dezember 2015 durch das **klagenfurter ensemble** unter der Regie von **Marjan Štikar** uraufgeführt wird.

Das Stück handelt von der Errichtung des Lagers, den unmenschlichen Arbeits- und Lebensbedingungen und der Befreiung des höchstgelegenen KZs im Dritten Reich.

Mit Oliver Vollmann, Gerhard Lehner und Kai Möller sowie den Mitgliedern von **teatr trotamora**, **teatr zora**, Kinderchor **Rožce** und Frauenchor **Rož**. Wissenschaftlich begleitet wird die Produktion von **Univ. Prof. Dr. Peter Gstettner**.

Termine:

3., 4. und 5.12.2015 | 20:00 Uhr | theaterHALLE 11, Klagenfurt/Celovec

10., 11. und 12. 2015 | 20:00 Uhr sowie 13.12.2015 | 15:00 Uhr | St. Jakob im Rosental/ Šentjakob v Rožu



SchülerInnenvorstellungen:
4.12.2015 und 14.1.2016 | 10:00 Uhr

Kartenreservierungen:

theater@klagenfurterensemble.at
+43 463/310300

Jännertermine bitte unter oben stehender E-Mail-Adresse oder Telefonnummer erfragen.

Textbuch:

<http://www.kitab-verlag.com/webshop/pi3/pd261.html>



Erwin Riess; Foto: Carolina Frank

Elsie Slonim Geschichte erinnern

Im Rahmen der ZeitzeugInnen-gespräche von ESRA spricht **Elsie Slonim** mit der Historikerin **Lisa Fischer** über ihr ereignisreiches Leben.

Elsie Slonim, geboren 1917, hat ihre Jugend in Baden bei Wien und in Ungarn verbracht. Ihr beinahe ein Jahrhundert andauerndes Leben war von Vertreibung, Exil und persönlichen Rückschlägen gekennzeichnet – aber auch von einem unbändigen Willen, stets von Neuem zu beginnen und optimistisch in die Zukunft zu blicken. Elsie Slonim hat zwei Weltkriege, die große

Wirtschaftskrise, den Nationalsozialismus, den Aufbau des Staates Israel und die türkische Invasion Zyperns aus nächster Nähe miterlebt.

Lisa Fischer ist Kulturhistorikerin, Ausstellungskuratorin und Journalistin.

3.12.2015 | 19:30 Uhr | ESRA, Tempelgasse 5, 1020 Wien

Anmeldungen:

info@esra.at; +43 1 214 90 14

Eintritt nur mit amtlichem Lichtbildausweis!

Rosario in Argentinien wurde als erste Stadt weltweit zur Menschenrechtsstadt ernannt. Das war 1997. Graz – 2001 – kann sich mit dem Prädikat der ersten Menschenrechtsstadt Europas rühmen. Seit 2014 trägt auch Wien diesen Titel. Der Prozess, der auf die Initiative der Wiener Stadträtin **Sandra Frauenberger** 2013 gestartet wurde, fand seinen vorläufigen Höhepunkt in der offiziellen Eröffnung des Menschenrechtsbüros der Stadt Wien am 7. September 2015.

Universell und unteilbar, umfassen Menschenrechte jeden erdenklichen Lebensbereich. Und Menschenrechte hat man, weil man einfach ein Mensch ist. Thematisiert werden sie jedoch so gut wie immer im Zusammenhang mit ihrer Missachtung. Wie aktuell auch im Zusammenhang mit den Flüchtlingsbewegungen nach Europa, mit dem Tod im Mittelmeer, mit dem Sterben-Lassen von Menschen, die sich auf den Weg machen, um ihre Rechte als Menschen wahrnehmen zu können.

Die Ausrufung Wiens zur dritten Menschenrechtsstadt Österreichs nach Graz und Salzburg haben wir zum Anlass genommen, einerseits das Konzept der Menschenrechtsstadt unter die Lupe zu nehmen und andererseits das überaus facettenreiche Thema ausgehend von aktuellen gesellschaftspolitischen Entwicklungen zu diskutieren.

Philipp Sonderegger, Menschenrechtler und ehemaliger Sprecher von SOS-Mitmensch, bemängelt die national-defensive Haltung der institutionalisierten Linken und plädiert für ein globales Denken zur Verankerung der Menschenrechte auf globaler Ebene.

Shams Asadi ist die Menschenrechtsbeauftragte der Stadt Wien. Im Gespräch mit **Thomas Jäkle** erzählt sie, warum Wien ein Menschenrechtsbüro braucht und was vordergründig auf ihrer Arbeitsagenda steht.

Graz und Salzburg haben sich schon 2001 bzw. 2008 zu Menschenrechtsstädten erklärt. **Klaus Starl**, als Geschäftsführer des Europäischen Trainings- und Forschungszentrums für

Menschenrechte und Demokratie (ETC) Graz von Anfang dabei, berichtet vom Grazer Menschenrechtsbeirat und dem jährlichen Menschenrechtsbericht.

Seit 1998 verfügt Wien über eine *Antidiskriminierungsstelle für gleichgeschlechtliche und transgener Lebensweisen (WASt)*. **Angela Schwarz** und **Wolfgang Wilhelm** von der WASt thematisieren den LGBTIQ-Aspekt von Menschenrechten und berichten über die diesbezüglichen Entwicklungen international und kommunal. Die Menschenrechtsexpertin **Marianne Schulze** begrüßt die Selbsterklärung Wiens zur Menschenrechtsstadt und die damit einhergehende Deklaration – allerdings mit Vorsicht. Sie zeigt konkrete Felder auf, die in die Menschenrechtsarbeit miteinbezogen werden müssten: von der Verwaltung der Geldmittel der Stadt bis zur Sanktionierung von Verhetzung nicht nur in Wahlkampfzeiten. Das *ETC Graz* führte ein mehrjähriges Forschungsprojekt zur Lebenssituation von Menschen mit dunkler Hautfarbe durch. **Simone Philipp**, Mitautorin der Studie, präsentiert die Ergebnisse zur Diskriminierung im öffentlichen Raum und gibt Empfehlungen für die Menschenrechtspolitik.

Cornelia Kogoj und Christian Kravagna reisten im Rahmen einer Forschung zu Museen und Minderheiten vier Monate lang durch die USA. **Cornelia Kogoj** führt uns zum „Safe House Black History Museum“ in Greensboro in Alabama.

In den USA halten sich auch die Protagonisten von Erwin Riess auf. Im Garten des jüdischen Pflegeheims in der East Houston Street in New York hören wir diesmal neben den gewohnt kritischen auch lobende Worte über die (Flüchtlings-)Politik.

Gani und Vehbiye Bilir haben ihr Leben als „Gastarbeiter“ in Deutschland bis ins kleinste Detail dokumentiert. Die Künstlerin **Cana Bilir-Meier** denkt über das Erinnerungsarchiv ihrer Großeltern nach.

Eine telefonische Anlaufstelle für in Seenot geratene Flüchtlinge im Mittelmeer: *Watch the Med – Alarm Phone*. Wie dieses humanitär-politische Unternehmen funktioniert, fasst **Gerd Valchars** in der *Radio-Stimme-Nachlese* zusammen.

Schon vor 59 Jahren trafen in Österreich innerhalb von wenigen Monaten fast 200.000 Flüchtlinge ein. Allerdings damals nicht über, sondern direkt aus Ungarn. In ihrer Kolumne *Spurensicherung* schreibt **Vida Bakondy** diesmal über den Dokumentarfilm „Out“ von Lionel Rogosin aus dem Jahr 1956, der das Schicksal ungarischer Flüchtlinge zum Thema hat.

Erratum

In der letzten Stimme-Ausgabe (Nr. 95) ist auf Seite 17 als Fotocredit irrtümlich **Tuncay Özkan** angegeben worden. Richtig ist **Sinan Göksel**. Wir entschuldigen uns für den Fehler.

Dieser Tage

Ich zitiere einen Meister. Er war ein Geflüchteter, wohl ein Leben lang. In diesen gesungenen Worten ist die Unzulänglichkeit des Gesprochenen zu hören, die mich und viele von uns dieser Tage sprachlos macht.

Vorletztes Lied

*Es hat keinen Sinn mehr, Lieder zu machen,
statt die Verantwortlichen niederzumachen.
Es hat keinen Sinn mehr, Worte zu wählen,
die Zeiten sind vorbei.*

*Es hat keinen Sinn mehr, Lacher zu sammeln,
statt ein paar tatkräftige Macher zu sammeln.
Es hat keinen Sinn mehr, Reime zu schmieden,
die Zeiten sind vorbei.*

*Es hat keinen Sinn, den Zug zu versäumen
oder von zukünftigen Taten zu träumen.
Schlagt die Pointe entzwei!
Sie macht unsre Kinder nicht frei.*

*Es hat keinen Sinn, ins Blaue zu schießen,
statt einem Reichen auf die Klaue zu schießen.
Es hat keinen Sinn, auf Sprache zu bauen,
die Zeiten sind vorbei.*

*Vergesst unser Hoffen, begrabt unser Trauern.
Lasst euch die Zukunft nicht durch Sänger versauern.
Wenn sich der Dichter verneigt,
besorgt eure Sache und schweigt.*

*Erfüllt sie mit Furcht, die hassen und lachen,
lasst die Komödien zum Leben erwachen.
Es hat keinen Sinn mehr, Lieder zu machen,
die Zeiten sind vorbei
die Zeiten sind vorbei. —*



Menschenrechte

» **stimme** _Thema >>

Solidarität von Nickelsdorf bis Lochau

Von den Mühlen der Linken mit dem trojanischen Pferd der Standortpolitik

Analisiert man, warum die Linke in den letzten Jahrzehnten so nachhaltig in die Defensive geraten konnte, wird man um eine Feststellung nicht herumkommen: Das Kapital denkt global, die Linke national.

Während die Neoliberalen mit internationalem Wirtschaftsrecht eine neue Weltordnung einzementieren, sind weite Teile der institutionalisierten Linken mit nationalen Rückzugsgefechten beschäftigt. Die Neoliberalen nutzen die Globalisierung und erzeugen einen globalen Standortwettbewerb, mit dem sie die Interessen der *Haves* vorantreiben. Die Folge: Während die EigentümerInnen-Rechte der Wohlhabenden immer umfangreicheren Schutz genießen, gelten soziale, wirtschaftliche und kulturelle Rechte heute mehr denn je als unverbindliche Ansprüche. Dem hat die institutionalisierte Linke bislang wenig entgegenzusetzen, da sie selbst im Hamsterrad nationaler Strukturen verhaftet ist.

1947 gründete Friedrich von Hayek mit einer Gruppe von Wissenschaftern, Journalisten und Geschäftsleuten die „Mont Pelerin Society“ (MPS). Der US-Präsident Franklin Delano Roosevelt hatte sein Land gerade mit dem New Deal aus der Depression geführt, und auch aus dem darniederliegenden Europa „drohten“ zahlreiche Länder als Wohlfahrtsstaaten hervorzugehen. Ziel dieses Think Tanks war es, „den Kollektivismus“ zurückzudrängen und einen neuen „Liberalismus“ als hegemoniale Ideologie zu etablieren. Planmäßig gründeten Hayeks Mit-

streiter Think Tanks und bereiteten sich auf den langen Marsch durch die Institutionen vor. Generation um Generation besetzten sie Knotenpunkte in Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und veröffentlichter Meinung. Zunächst in den Universitäten, dann in den Vorzimmern der Politik, in den Ratingagenturen und den Redaktionen. Zur Jahrtausendwende hatten die Neoliberalen so viel an Einfluss gewonnen, dass sie nicht einmal durch die Lehman-Pleite oder die nachfolgende Finanzkrise einen ernsthaften Dämpfer hinnehmen mussten.

Nun setzt das Kapital an, das „Ende der Geschichte“ am Wege internationaler Handelsverträge herbeizuführen. GATTs, TTIP, TRIPS & Co regeln dabei nicht nur die wirtschaftlichen Funktionssysteme, sie greifen tief in die nationalen Handlungsspielräume ein und begrenzen auch die Optionen von Sozial-, Bildungs-, Gesundheits- oder Kulturpolitik.^[1] Allein schon die Art und Weise, wie diese Vertragswerke an der Öffentlichkeit vorbei verhandelt werden, lassen die Dystopie von der „marktkonformen Demokratie“ durchblitzen. Heute genießen EigentümerInnen-Rechte von InvestorInnen weitreichenden

Zuspruch von Politik und Meinungseliten, während soziale, wirtschaftliche und kulturelle Rechte mehr oder weniger als Glückssache gelten. Die einen haben Zugang zu Bildung, Ernährung und Arbeit, und die anderen eben nicht. Dabei war die Stimmungslage am Ende des Zweiten Weltkriegs noch deutlich anders: Gründung der Vereinten Nationen, Bretton Woods oder die Verabschiedung der Genfer Flüchtlingskonvention. Noch in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948 wurden politische und soziale Rechte auf gleicher Stufe festgeschrieben. Doch schon als es einige Jahre später darum ging, einen verbindlichen Überwachungsmechanismus einzurichten, setzte sich der Westen mit dem Begehren durch, die sozialen Rechte mit einem weniger wirksamen Schutzmechanismus zu versehen als die zivilen.

Natürlich gilt die Beobachtung vom Festhängen der Linken im Nationalen nicht pauschal; immerhin wird die globalisierungskritische Bewegung maßgeblich von linken Gruppierungen mitgetragen. Aber man kann sagen, dass weite Teile der europäischen Sozialdemokratie und der Gewerkschaften, aber auch

^[1] Allgemeines Zoll- und Handelsabkommen (GATTs); Transatlantische Handels- und Investitionspartnerschaft (TTIP); Abkommen über handelsbezogene Aspekte der Rechte des geistigen Eigentums (TRIPS).



Graz ist die erste Menschenrechtsstadt Europas. Was 2001 als Ehrentitel interpretiert wurde, war erst der Beginn eines permanenten Lernprozesses. **Klaus Starl** über Meilensteine, Institutionen und Instrumente.



auf Seite
12

außerparlamentarische Gruppen den Blick nicht über die EU-Grenzen hinaus zu heben vermögen.

Gleichheit und Solidarität sind zentrale Werte der Linken. In der industriellen Revolution hat sich die Arbeiterschaft zusammengeschlossen, um gegen die Vormachtstellung der Unternehmen ordentliche Arbeitsbedingungen und bessere Löhne durchzusetzen. Der Schlüssel zum Erfolg bestand im kollektiven Kampf. Weil sich die Unternehmen nicht mehr einzelnen ArbeiterInnen, sondern einer Gewerkschaft gegenübersehen, konnten sie nicht mehr einfach aufmüpfige durch gefügte LohnempfängerInnen ersetzen. Das ging lange Jahre gut. Gewerkschaften und sozialdemokratische Parteien konnten in vielen europäischen Ländern für eine gerechte Verteilung des Profits sorgen und so über den Ausbau des Wohlfahrtsstaates den Umfang und den Empfängerkreis von sozialen Ansprüchen erweitern. In den 1960er und 1970er Jahren drohte dieses Kräftegleichgewicht in Mittel- und Nordeuropa zu kippen, als GastarbeiterInnen auf die nationalen Arbeitsmärkte drängten. Dieser Situation waren die Gewerkschaften nur scheinbar gewachsen, denn die ausländischen KollegInnen waren lediglich als BürgerInnen zweiter Klasse willkommen.

Spätestens mit der Globalisierung und den Umwälzungen der Netzwerkgesellschaft (Manuel Castels) brach die Gegenmacht der Gewerkschaften zusammen. Plötzlich sahen sie sich geöffneten Märkten und transnationalen Unternehmen gegenüber. Diese machen sich das weltweite Wohl-

standsgefälle zunutze und begegnen Forderungen der Arbeitnehmerschaft gleich mit der Drohung, den Standort zu wechseln. Auf diese Veränderungen haben Sozialdemokratie und Gewerkschaften noch keine Antworten gefunden. Es fehlt ihnen generell an der Vorstellung, wie Gleichheit und Solidarität in einer globalisierten Welt organisiert werden könnten.

Die institutionalisierte Linke hält am Standortprinzip fest. Und das lautet: Zuerst schauen wir auf uns selbst. Solidarität von Nickelsdorf bis Lothau. Und das bringt sie längerfristig in nahezu jeder politischen Frage in die Defensive. Eine vernünftige Flüchtlingspolitik kann weder auf nationaler noch auf europäischer Ebene gestaltet werden. Nur vom Ende der Flucht her gedacht, bekommt sie den wesentlichen Parameter der Fluchtgründe nicht in den Blick und beraubt sich eines wesentlichen Ansatzpunktes. Und so wird auch künftig jeder Vorschlag, der das Asylwesen humanisieren könnte und Abschreckung vermindern würde, mit dem Argument vom Tisch gewischt werden, „Wir können ja nicht alle nehmen.“ Ohne systemischen Blick, der den gesamten Planeten mit einbezieht, wird die Linke in der Asyldebatte nicht mehr in die Offensive kommen. In keiner Debatte.

Die Kapitalinteressen agieren heute global. Wenn sie auf nationaler Ebene gestoppt werden, dann weichen sie auf transnationale Gremien aus, um dort mit internationalen Verträgen Fakten zu schaffen. Investitionsschutz – wie er nun etwa in TTIP festgelegt werden soll – liegt angeblich im Interesse der europäischen Länder. Auch

Teile der institutionalisierten Linken tragen das Anliegen mit, da unser Standort davon profitieren werde. Tatsächlich bietet ein solcher Investitionsschutz aber auch die Grundlage, um gegen soziale oder ökologische Standards in Europa vorzugehen. Damit erweist sich Standortpolitik als trojanisches Pferd. Zugunsten der Eigentumsrechte von Wohlhabenden werden die sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Rechte der *Havenots* zurück gedrängt. In diesem Sog kommen die politischen Rechte gleich mit unter Druck. Und obendrauf setzt sich ein wirtschaftliches Denken durch, das Kosten als externalisierbar betrachtet und oftmals die Lebensgrundlagen von Menschen im Süden zerstört, die sich dann als Flüchtlinge zu uns aufmachen.

Es fehlt der Linken an Konzepten, wie das Recht des Stärkeren auch auf internationaler Ebene eingedämmt und Menschenrechte auf globaler Ebene durchsetzbar verankert werden könnten. Auch wenn die Umsetzung nicht ganz trivial ist, die Stoßrichtung liegt auf der Hand. Die sozialen Rechte müssen denselben Schutz erhalten, wie die zivilen Rechte. Die Linke muss das Standortdenken überwinden und sich als globale/r AkteurIn formieren. Das bedeutet, dass österreichische und chinesische GewerkschafterInnen einen Weg finden müssen, gemeinsam für soziale Standards einzutreten. Wie die Neoliberalen muss die Linke ihren Einfluss auf allen politischen Ebenen gleichzeitig geltend machen.

Philipp Sonderegger arbeitet als Menschenrechtler in Wien und bloggt unter phsblog.at.



Shams Asadi; Foto: Alexandra Kromus / PID

Menschenrechtsarbeit ist kollektive Arbeit

Shams Asadi, Menschenrechtsbeauftragte der Stadt Wien, im Stimme-Gespräch

Das Menschenrechtsbüro der Stadt Wien wurde mit Anfang September 2015 offiziell eröffnet. Menschenrechte müssen im Bewusstsein der Menschen, von Institutionen und somit in der Gesellschaft einen besonderen Stellenwert haben, sagt die Menschenrechtsbeauftragte **Shams Asadi**. Die beiden Schwerpunkte Kinderrechte sowie Sicherheit und Polizei stehen im Fokus ihrer Arbeit. Das Gespräch führte **Thomas Jäkle**.

Die Demokratie ist stabil, die Verfassung und die Menschenrechtskonvention, zu der sich Österreich bekennt, garantieren den hier lebenden BürgerInnen die Menschenrechte?

Shams Asadi: Menschenrechte sind auch in Europa noch immer keine Selbstverständlichkeit. Die allgemeine Erklärung der Menschenrechte aus dem Jahr 1948 alleine reicht nicht. Sie muss auch gelebt werden, den Menschen und der gesamten Gesellschaft bewusst sein. Ausgangspunkt für das Bekenntnis zur Menschenrechtsstadt war im Übrigen die UN-Weltmensenrechtskonferenz im Jahr 1993 in Wien. Dabei wurde das Konzept „Menschenrechtsstadt“ entwickelt, aus der

bis heute etliche Städte als Menschenrechtsstädte hervorgegangen sind.

Es liegt nahe, sich zu fragen, warum man in Österreich, konkret in Wien, ein Menschenrechtsbüro braucht. Gibt es Handlungsbedarf?

Zweifelsohne hat die Stadt Wien eine hohe Lebensqualität, sie schneidet in den internationalen Rankings immer wieder hervorragend ab. Wien ist auch Sitz bedeutender internationaler Institutionen. Aber darum alleine geht es nicht. Es geht vielmehr darum, dass Städte eine besondere Verantwortung tragen, den Menschen ihre Rechte bewusst zu machen, dass sie diese in ihrem Alltag auch wahr-

nehmen. Über die Hälfte der Weltbevölkerung lebt in großen Städten, die als Zentren von gesellschaftlichen Entwicklungen bedeutend sind. Die Nicht-Diskriminierung ist das Fundament. Und zwar für alle gesellschaftlichen Gruppen. Es gibt noch immer Menschen, die über ihre Menschenrechte nicht Bescheid wissen oder nicht wissen, wie und wo sie diese einfordern können.

Blickt man nach Traiskirchen, wo gerade jetzt Flüchtlinge in der Erstaufnahme alles andere als menschenrechtswürdig untergebracht werden, gibt es erhebliche Zweifel, dass hierzulande die Menschenrechte für alle gelten.

Die Zustände sind unglaublich. Dass Menschen auf engstem Raum, im Freien oder sogar am Straßenrand schlafen müssen, bei extremer Hitze oder Regen, ist unfassbar. Und dass die Zuteilung der Flüchtlinge nicht klappt. Der Bund ist gefordert und muss sich schneller mit den Ländern und Gemeinden vernetzen. Es ist höchste Zeit, dass etwas passiert. Die Stadt Wien zeigt, dass es auch anders gehen kann. Seit letztem September hat Wien sehr viele Menschen aufgenommen, noch bevor sie nach Traiskirchen kamen. Und dass es doch klappen kann, zeigt auch die Zivilgesellschaft mit ihrem unermüdlichen Einsatz in der Betreuung der Flüchtlinge. Es kann aber nicht die Aufgabe der engagierten Zivilgesellschaft sein, die Aufgabe des Staates zu übernehmen. Diese Aufgabe kann auch nicht vom Staat an private Unternehmen delegiert werden. Es hat sich gerade in Traiskirchen herausgestellt, dass Flüchtlingsbetreuung durch Privatunternehmen nicht optimal funktioniert.

Haben Sie eine Erklärung dafür, dass heute die Situation anders ist als Anfang der 1990er Jahre, als Kriegsflüchtlinge aus Bosnien gekommen sind?

Es ist nun etwa 23 Jahre her, dass Österreich rund 90.000 Kriegsflüchtlinge aus Bosnien aufgenommen hat. Damals war es klar, dass geholfen werden musste, ohne wenn und aber. Heute sind wir als EU-Mitglied zwar wohlhabender als damals, aber die Atmosphäre hat sich geändert, sie ist derzeit nicht so wohlwollend wie damals, sondern viel polarisierter.

Das heißt: Es gibt Handlungsbedarf, was die Bewusstmachung von Menschenrechten anbetrifft, woraus die Notwendigkeit eines Menschenrechtsbüros folgt?

Die Entscheidung, dass Wien Menschenrechtsstadt wird und eine Menschenrechtsbeauftragte bestellt, wurde unabhängig von der derzeitigen Situation im Dezember 2014 getroffen. In einer

Studie des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Menschenrechte unter der Leitung von Manfred Nowak wurde erhoben, dass Wien als Menschenrechtsstadt zwar super ist, aber es noch Luft nach oben gibt.

Wo liegen die Ansatzpunkte, wo beginnen Sie ihre Arbeit?

Bei der Umsetzung der Deklaration zur Menschenrechtsstadt sind wir gerade dabei, einen Maßnahmenplan zu erarbeiten. Nach der Analyse durch das Boltzmann-Institut als Grundlage für den Prozess, aber auch nach Anregungen von NGOs und der Zivilgesellschaft, die wir auf dem Weg zur Menschenrechtsstadt eingeholt haben, haben sich fürs Erste zwei Arbeitsschwerpunkte herauskristallisiert: Kinderrechte sowie Sicherheit und Polizei. Wir gehen dabei vor wie andere Menschenrechtsstädte auch. Barcelona hat sich etwa ebenfalls zwei Schwerpunkte gesetzt – dort geht es hauptsächlich um Migration, Diversität und Religionen.

Gibt es zu den beiden Schwerpunkten konkreten Handlungsbedarf, gar ein Manko?

Das kann man so nicht sagen. Gerade was die Kinderrechte betrifft, wird in Wien sehr viel getan, sei es in Schulen oder im außerschulischen Bereich. Auch mit der Polizei gibt es in Wien bereits einen regen Austausch, der weiter vertieft werden soll. Es geht um einen noch sensibleren Umgang mit Menschenrechten in den Organisationen. Menschenrechte sollen ja als Leitlinien öffentlicher und privater Einrichtungen gelten und Grundlage der Beschlüsse der Stadt sein, damit Bildung und Ausbildung stärker ins Bewusstsein kommen.

Wie wollen Sie die dabei vorgehen?

Es ist ja nicht so, dass Wien bisher untätig war, was die Menschenrechte anbetrifft. Keineswegs. Wien kann dabei auf eine lange Tradition und hohe Standards zurückblicken. Ein bestehender Prozess wird also mit Roundtables, offenen

Diskussionen und vor allem über den Austausch mit der Gesellschaft weitergeführt und weiterentwickelt. Wir schauen uns auch an, was in anderen Menschenrechtsstädten passiert. Vor allem, wie die Menschenrechte im Alltag gelebt werden können. Diese Erkenntnisse spielen klarerweise auch in andere Bereiche hinein, wie Rechte von Menschen mit Behinderungen, Frauenrechte, Rechte von Schwulen und Lesben, MigrantInnen oder eben Flüchtlingen. Recht auf Information und Bildung, Recht auf öffentlichen Raum und einiges mehr. Menschenrechte sind eine Querschnittsmaterie. Und sie betreffen somit weit mehr als die fokussierten zwei Schwerpunkte.

Alleine werden Sie es nicht schaffen, in einer Stadt mit rund zwei Millionen EinwohnerInnen ihre Mission umzusetzen.

Nehmen wir den Schwerpunkt Sicherheit und Polizei: Da wollen wir die Kooperation von Polizei, Stadt Wien und NGOs vertiefen. Auch beim Thema Kinderrechte werden die NGOs mit dabei sein. Ohne sie geht es sowieso nicht. Sagen wir so: Menschenrechtsarbeit ist kollektive Arbeit – zwischen den Institutionen und mit den Menschen. Da müssen alle ihren Beitrag leisten.

Das heißt, Sie haben eine koordinierende Rolle zwischen der Stadt Wien, der Bevölkerung und verschiedenen Organisationen?

Meine Rolle als Menschenrechtsbeauftragte ist mehr als nur Koordinatorin zu sein. Neben der inhaltlichen Arbeit verrete ich die Stadt Wien auch nach außen, etwa bei internationalen Kongressen. Das Menschenrechtsbüro selbst ist neutraler Boden. Ich verstehe mich als Moderatorin eines Prozesses, an dem verschiedene Gruppen der Gesellschaft teilnehmen. Und ich meine auch: Es kann ja nicht sein, dass eine Stadt mit so viel Lebensqualität nicht die Menschenrechte thematisiert. Menschenrechte gehen uns alle an, sie sollen sichtbar gelebt werden, verankert im Leben eines jeden Menschen.

„Das Kanalbauamt hat mit Menschenrechten nichts zu tun!“

Menschenrechtsstadt Graz – Ein permanenter Lernprozess

In ihrer Millenniumsrede vor der UN-Vollversammlung kündigte die damalige Außenministerin Benita Ferrero-Waldner an, Graz werde als erste Menschenrechtsstadt Europas einen Prozess zur Umsetzung der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte auf kommunaler Ebene starten. Von der Stadtpolitik wurde diese Ankündigung als Auszeichnung für besondere Verdienste um die Menschenrechte verstanden. Der Umsetzungsprozess wurde als etwas Abschließendes gedacht, an dessen Ende die Grazer Menschenrechtserklärung stehen sollte. Schnell wurde klar, dass beides nicht zutraf.

Der damalige Grazer Bürgermeister Alfred Stingl (SPÖ) und der Kulturstadtrat Helmut Strobl (ÖVP) beauftragten das Europäische Trainings- und Forschungszentrum für Menschenrechte und Demokratie (ETC Graz) mit der Erstellung einer Bestandsaufnahme der Menschenrechtssituation und einem zugehörigen Aktionsprogramm sowie mit dem Entwurf einer Grazer Menschenrechtserklärung, welche am 8. Februar 2001 vom Gemeinderat einstimmig verabschiedet wurde und seither den Rahmen des Menschenrechtsstadtprozesses abbildet.

Menschenrechtserklärung

Die Grazer Menschenrechtserklärung ist knapp und einfach gehalten. Sie enthält vier zentrale Feststellungen und Verpflichtungen, welche zur Verwirklichung einer „Kultur der Menschenrechte“ beitragen sollen. Erstens lassen sich Regierung und Gemeinderat in ihrer Politik von internationalen Menschenrechten leiten. Die GrazerInnen sollen zweitens mittels

Menschenrechtsbildung informiert werden. Weiters werden EntscheidungsträgerInnen dazu angehalten, Menschenrechte in ihrer Arbeit angemessen zu berücksichtigen, um die Menschenrechtsschutzfunktion zum Ausdruck zu bringen. Viertens sind Defizite und Fortschritte im Bereich der Menschenrechte auf allen Ebenen der Gesellschaft aufzufinden, um darauf entsprechend zu reagieren. Diese Anforderung wurde die Grundlage für den Grazer Menschenrechtsbericht.

Menschenrechtsbeirat

Nach den Gemeinderatswahlen 2003 wurde es ruhig um das Projekt Menschenrechtsstadt. Einer aktiven Zivilgesellschaft in Form von Einrichtungen, aber auch Einzelpersonen war es zu danken, dass die Menschenrechtsstadtidee nicht versandete. Eine entscheidende Wende trat mit dem einstimmigen Beitrittsbeschluss zur Europäi-

schen Städtekoalition gegen Rassismus 2006 ein. Die Schirmherrschaft der UNESCO und die Zusammenarbeit mit einer Reihe europäischer Städte, darunter Berlin, Stockholm, London, Madrid und Paris machten das Projekt wieder attraktiv für Bürgermeister Siegfried Nagl (ÖVP) und die Grazer Stadtpolitik.^[1]

Die Städtekoalition verpflichtet ihre Mitglieder zur Annahme eines Zehn-Punkte-Aktionsplans. Der Grazer Aktionsplan enthielt unter anderem drei langfristige Maßnahmen: die Einrichtung eines Menschenrechtsbeirates, die Erstellung eines jährlichen Menschenrechtsberichts und den Aufbau geeigneter Datensammlungen bzw. die Mitarbeit an einem Antirassismus-Indikatorensystem. Diese Maßnahmen wurden in den Jahren 2006 bis 2008 umgesetzt. Der Menschenrechtsbeirat, bestehend aus 28 Personen, wurde 2007 eingerichtet. Ihm gehören VertreterInnen aus

^[1] Siehe: <http://www.eccar.info/members> – derzeit über 120 Mitglieder, darunter auch Wien.

^[2] <http://www.graz.at/cms/beitrag/10152653/3723035> [Stand 21.09.2015]

Zivilgesellschaft, Polizei, Justiz, Kinder- und Jugendanwaltschaft, der Menschenrechtskommission und der Grazer Beiräte (MigrantInnenbeirat, Interreligiöser Beirat, Behindertenbeirat usw.) sowie der Gemeinderatsklubs an. Der Menschenrechtsbeirat hat eine eigene Geschäftsordnung und erledigt das in Abstimmung mit der Stadtregierung gebildete Arbeitsprogramm in Arbeitsgruppen. Das ETC Graz fungiert als Geschäftsstelle des Beirates. Zentrale Aufgabe ist die Erstellung des jährlichen Menschenrechtsberichtes der Stadt Graz.

Menschenrechtsbericht

Der Menschenrechtsbericht verfolgt verschiedene, aus der Grazer Menschenrechtserklärung abgeleitete Ziele. Bestehende Defizite werden aufgezeigt, um die Menschenrechtspolitik in der Stadt bedarfsgerecht und effizient gestalten zu können. Der Bericht umfasst auch Empfehlungen zur weiteren Verbesserung der Menschenrechtssituation. Bei der Erstellung des Berichtes wird ein partizipativer Ansatz angewendet, um möglichst viele AkteurInnen im Bereich der Umsetzung und Anwendung der Menschenrechte auf kommunaler Ebene einzubeziehen. Der Menschenrechtsbericht trägt durch Bewusstseinsbildung und Bekanntmachung der Menschenrechtsstadt-idee in der Bevölkerung zur Etablierung einer gelebten Kultur der Menschenrechte bei.

Die Berichte werden jährlich alternierend erstellt, seit 2007 zweijährlich eine Bestandsaufnahme der Menschenrechtssituation. Dazu werden entlang der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte mehr als 250 Anfragen um Auskunft zu Daten und Fakten, Defiziten, Guter Praxis und Empfehlungen an Behörden und zivilgesellschaftliche Einrichtungen gerichtet. Empfehlungen, die vom Gemeinderat zur Kenntnis genommen werden, werden eben-

falls zweijährlich in einem Evaluationsbericht ausgewertet. Je nach Art der Empfehlung werden dazu Betroffene, Verwaltung, Politik und andere Expertinnen und Experten befragt. Am 15. September 2015 wurde vom Beirat der inzwischen achte Bericht verabschiedet.^[2]

Die Grazer Bevölkerung hat die Institution der Menschenrechtsstadt lange kaum wahrgenommen. Eine 2009 unter jungen GrazerInnen durchgeführte Erhebung ergab einen geringen Bekanntheitsgrad. Die letzte Erhebung erfolgte 2013 und zeigte, dass Medienarbeit, politische Auftritte, Wahlkampfbeobachtung und eben auch der Menschenrechtsbericht zu einem Bekanntheitsgrad von annähernd 25 Prozent beigetragen haben.

Die organisierte Zivilgesellschaft nahm den Menschenrechtsbeirat und den Bericht erwartungsgemäß gut auf, bringt sich in die Berichterstellung aktiv ein und nützt die Berichte intensiv für die eigene Menschenrechtsarbeit. Es kann davon ausgegangen werden, dass alle einschlägigen Organisationen den Menschenrechtsbericht kennen und verwenden.

Das Ausmaß, in dem die Stadtpolitik die Arbeit des Menschenrechtsbeirates berücksichtigt, variiert je nach Partei und Themenstellung stark. In einigen Bereichen zur Gleichstellungspolitik, Integrationspolitik, Versammlungsfreiheit oder zu internationalen Angelegenheiten wurde der Beirat explizit zu Rate gezogen, in anderen wiederum nicht. Was die Beiträge der Stadtregierung zum Bericht anlangt, ist die Intensität der Mitwirkung einer Menschenrechtsstadt nicht angemessen. Andererseits dienen die Informationen aus dem Bericht und insbesondere die darin festgehaltenen Empfehlungen des Menschenrechtsbeirates doch als Richtschnur

für politisches Handeln. Der Berichtsinhalt wird von den meisten PolitikerInnen auch in den politischen Entscheidungsprozess eingebracht und somit als wichtige Grundlage für die politische Arbeit anerkannt.

Am interessantesten und vielleicht auch am wichtigsten ist der Berichtsprozess in der Verwaltung. Die Berichtsbeiträge werden von der Magistratsdirektion koordiniert und aus den Fachabteilungen eingeholt. Im Bericht 2007 hieß es beispielsweise noch: „Das Kanalbauamt kann zu diesem Bericht keinen Beitrag leisten, wir beschäftigen uns nicht mit Menschenrechten.“ Die Kenntnis über die grundlegende Menschenrechtsrelevanz allen Verwaltungshandelns hat sich inzwischen verbreitet. Mittlerweile gibt es kaum eine Magistratsabteilung, welche nicht aus einer Menschenrechtsperspektive über ihre Aufgabenerledigung, Dienstleistungen und die damit verbundenen Herausforderungen berichtet, wobei immer häufiger auch konkrete Empfehlungen abgegeben werden.

Der aktuelle Bericht ist ein gutes Beispiel für den Erfolg des Prozesses. Aufgrund der in den Vorjahren abgegebenen Empfehlungen hat die zuständige Stadträtin einen Aktionsplan zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention erstellt. Dazu wurden im Vorjahresbericht 16 konkrete Maßnahmen empfohlen, von denen gemäß neuestem Bericht bereits zwölf in Arbeit genommen wurden. Besonders hervorzuheben ist die Maßnahme, sämtliche Informationen und Bescheide der Stadt in einfacher und verständlicher Sprache zu formulieren, womit das Selbstverständnis der Stadt als dienstleistender Behörde zum Ausdruck gebracht wird.

Klaus Starl ist Geschäftsführer des ETC Graz und Leiter der Geschäftsstelle des Grazer Menschenrechtsbeirates.

Wien sagt: LGBTIQ-Rechte sind Menschenrechte!

Zu internationalen und kommunalen Entwicklungen

Schon im Jahr 1998 wurde die Wiener Antidiskriminierungsstelle für gleichgeschlechtliche und transgender Lebensweisen (WAST) ins Leben gerufen. Als Zeichen der Entschlossenheit der Stadt Wien, Lesben, Schwule und Transgender-Personen vor Diskriminierung zu schützen und ihnen die gleichberechtigte Teilhabe in allen Lebensbereichen der Gesellschaft zu ermöglichen.



Angriff der türkischen Polizei auf die Istanbul Gay-Parade mit Tränengas und Wasserwerfern, Juni 2015

In Yogyakarta, Indonesien, trafen sich im November 2006 MenschenrechtsexpertInnen aus der ganzen Welt, um die Anwendung der Menschenrechte für LGBTI-Personen auf der Basis von bestehendem Recht zu diskutieren. Die dort formulierten „Yogyakarta-Prinzipien“ stellen heute einen global gültigen Standard für die Sicherung von Menschenrechten für LGBTIQ-Personen dar. Zentrale Anliegen sind die Bekämpfung

von antihomosexueller Gewalt und strafrechtlicher Verfolgung, der Zugang zu Bildung, das Recht auf Familiengründung, die Versammlungsfreiheit und das Recht auf Asyl bei Verfolgung wegen sexueller Orientierung oder Geschlechtsidentität/Genderperformance.

Der Menschenrechtsbeirat der UNO hat im Juni 2011 in Südafrika eine Resolution zu Menschenrechten,

sexueller Orientierung und sexueller Identität zur Abstimmung eingebracht. Die Resolution wurde mit einer knappen Mehrheit angenommen – ein Zeichen dafür, dass weitere Bemühungen für die rechtliche und gesellschaftliche Gleichstellung von LGBTI-Personen vonnöten sind.

2013 stellte Navi Pillay, UNO-Hochkommissarin für Menschenrechte, gemeinsam mit Desmond Tutu, dem südafrikanischen Friedensnobel-



„Because we marched...“ steht über dem Foto des Präsidenten Obama im **Safe House Black History Museum** in Greensboro. **Cornelia Kogoj** über das Lebenswerk der Museumsgründerin **Theresa Burroughs**.



auf Seite

22

preisträger und Erzbischof von Kapstadt, die Kampagne „Free & Equal“ vor. Ziel dieser Kampagne war es, Diskriminierung und Gewalt durch gesellschaftliche Aufklärung entgegenzuwirken und die Rechte von LGBTIQ-Personen weltweit zu fördern. Denn immer noch sind in 76 Staaten der Welt gleichgeschlechtliche Beziehungen illegal. In zahlreichen Ländern bestehen Gesetze, die LGBTIQ-Personen auf vielfältige Weise diskriminieren. Millionen Menschen sind dem Risiko ausgesetzt, wegen ihrer sexuellen Orientierung oder ihrer Geschlechtsidentität/Genderperformance verhaftet und inhaftiert, entführt oder gefoltert zu werden. In sieben Staaten (Iran, Jemen, Mauretanien, Saudi-Arabien, Sudan sowie in Scharia-dominierten Gebieten in Somalia und Nigeria) droht ihnen gar die Todesstrafe.

In Wien wurde bereits im Jahr 1998 die „Wiener Antidiskriminierungsstelle für gleichgeschlechtliche und transgener Lebensweisen“ (WASt) als erste und nach wie vor österreichweit einzige Stelle ihrer Art gegründet. 2014 wurde sie personell und strukturell erweitert.

In den Wiener Landesgesetzen ist die Gleichbehandlung von gleichgeschlechtlichen und transgener Lebensweisen bereits vollumfassend gesichert. Darüber hinaus hat der Wiener Landtag in mehreren Resolutionsanträgen die Bundesregierung aufgefordert, die Ehe für alle Menschen zu öffnen, Verbesserungen gesetzlicher Rahmenbedingungen zur Erleichterung der Lebensbedingun-

gen von Trans*gender-Personen zu schaffen und Regenbogenfamilien die Adoption von Kindern zu ermöglichen.

Menschenrechte sind unteilbar und universell. Deshalb kämpft die WASt für eine völlige rechtliche Gleichstellung in Wien und Österreich, solidarisiert sich aber auch mit Lesben, Schwulen und Trans*gender-Personen international. Sie baut Diskriminierungen ab, fördert ein gesellschaftliches Klima, in dem alle Menschen – unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität – gleichberechtigt und diskriminierungsfrei leben können.

2013 stellte die WASt ihre alljährliche Fachkonferenz unter das Motto Menschenrechte. Hier präsentierte Morten Kjaerum, Direktor der Agentur der Europäischen Union für Grundrechte, erstmals in Österreich die Ergebnisse der EU-weiten FRA-LGBT-Studie.

2014/2015 nahm die WASt im Rahmen ihrer Veranstaltungsreihe „Queere Stadtgespräche“ die internationale Beachtung von Menschenrechten für LGBTIQ-Personen in den Fokus. Unter dem Titel „Über den Tellerrand“ wurde die internationale Menschenrechtssituation für LGBTIQ-Personen beleuchtet. Gemeinsam mit Gulya Sultanova, Organisatorin des queeren Filmfestivals „Side by Side“ in St. Petersburg und Artem Usbenskiy, Vorstandsmitglied von „Quarteera Berlin“ (queer auf russisch) wurde dabei besonders die Situation in Russland betrachtet.

2015 wurde in einer Folgeveranstaltung die Situation in der Türkei in den Fokus genommen. Als internationale ExpertInnen konnten Zeynep Esmeray Özadikti (Misafirhane Istanbul), Fırat Söyle (LAMBDA Istanbul) und die in Frankreich lebende Menschenrechtsaktivistin Pınar Selek in Wien begrüßt werden.

Die WASt-MitarbeiterInnen sind seit 2014 Short-Term-Experts bei zwei Projekten des Ludwig Boltzmann Instituts für Menschenrechte zu „Bekämpfung von Homophobie und Transphobie“ im Kosovo und zu „Menschenrechte und Antidiskriminierung“ in Serbien.

Mit der Deklaration zur Menschenrechtsstadt im Jahr 2014 hat sich die Stadt Wien einmal mehr dazu bekannt, Menschenrechte nicht nur vollumfassend zu respektieren, sondern diese auch zu einem zentralen Leitmotiv der politischen Ausrichtung und des Verwaltungshandelns zu machen. Die Eröffnung eines eigenen Menschenrechtsbüros im September 2015 bezeugt die Ernsthaftigkeit dieser Bemühungen.

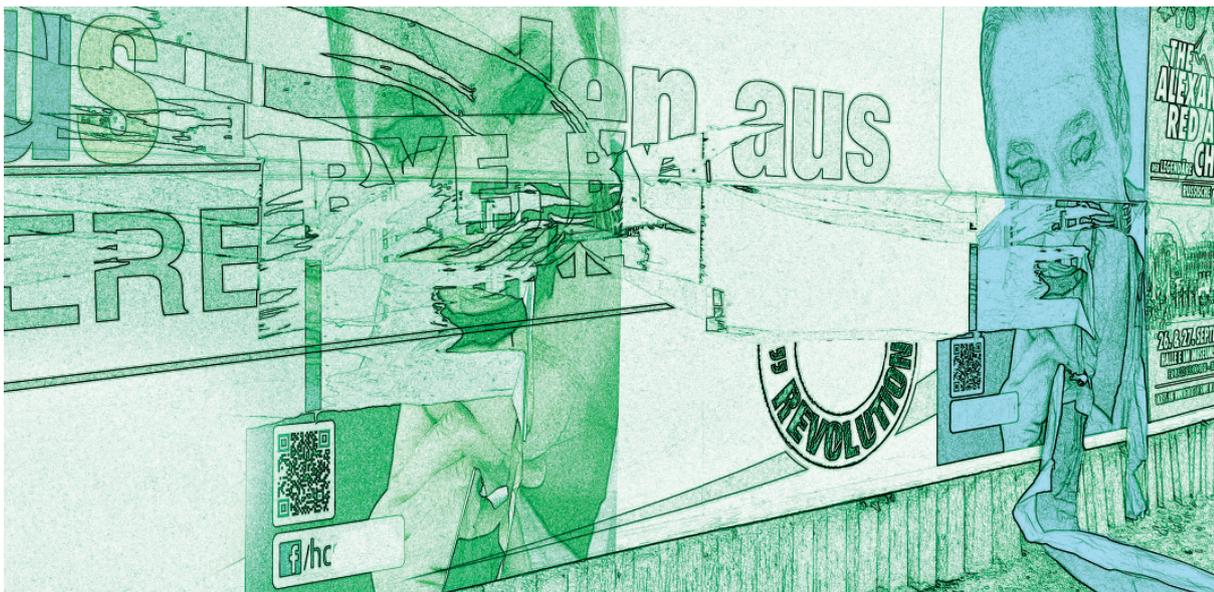
Der LGBTIQ-Aspekt von Menschenrechten war und ist in der Regenbogenhauptstadt Wien stets präsent. Die enge Zusammenarbeit aller mit Antidiskriminierung, Gleichbehandlung und Menschenrechten befassten Stellen hat in Wien bereits lange Tradition und sichert auch in Zukunft die Unteilbarkeit von Menschenrechten.

Angela Schwarz und **Wolfgang Wilhelm** sind Leiter-Stellvertreterin und Leiter der „Wiener Antidiskriminierungsstelle für gleichgeschlechtliche und transgener Lebensweisen“ (WASt).
www.queer.wien.at

Menschenrechtsstadt Wien

Urbanes Selbstverständnis jenseits politischer Rhetorik?

Wien bekennt sich zu den Menschenrechten und garantiert heute einen hohen menschenrechtlichen Standard. Die Stadt möchte die Wahrung der Menschenrechte langfristig sichern, Handlungsbedarf erkennen und Wien zum internationalen Vorbild machen,⁴ so der Vorlaufertext zur Deklaration über die Menschenrechtsstadt, die vor knapp einem Jahr vom Landtag verabschiedet wurde. In der Erklärung führt die Stadt Wien weiters aus, dass sie „danach trachtet, die Menschenrechte in allen ihren Kompetenzbereichen zu respektieren, zu schützen, zu erfüllen und Rechenschaft darüber abzulegen.“



„Wir grenzen niemanden aus“ – Wahlplakat in Wien.

Die Deklaration des Wiener Gemeinderats zur Menschenrechtsstadt klingt vielversprechend, und die Entwicklung zu diesem Bekenntnis ist durchaus beachtlich, wenn man das Regierungsübereinkommen aus dem November 2010 als – einen – Maßstab nimmt. Dort wurde eine „Leuchtturmfunktion“ der Stadt im Bereich Menschenrechte angekündigt – allerdings beschränkt auf den Bereich Kinder und Jugendliche. Die andere Erwähnung von Menschenrechten blieb dem Abschnitt zu Sicherheitspolitik vorbehalten.

Seither hat die Stadt tatsächlich einiges in Richtung Stärkung der Menschenrechte unternommen, wobei man hier kurz innehalten sollte: In einer gewachsenen Demokratie und einem relativ gefestigten Rechtsstaat sollten Menschenrechte ja ein selbstverständlicher Referenzrahmen und damit Grundlage des politischen Handelns sein. Auf der rhetorischen Ebene ist das auch durchwegs so, vor allem wenn man Menschenrechte als ein Schlagwort begreift, auf das man sich, insbesondere in politischen Glanzmomenten

und sogenannten Sonntagsreden beruft. Der Lackmustest liegt jedoch im tatsächlichen Verständnis von Menschenrechten, und damit einhergehend im Aufbau einer Haltung, die Menschenrechte als Grundlage und auch als klaren Marker politischen und verwaltungstechnischen Handelns versteht.

Dabei wird oft unterschätzt, welche Breitenwirkung Menschenrechte haben: Bei näherer Betrachtung gibt es nämlich keinen politischen, keinen gesellschaftlichen und damit



Damit die Öffentlichkeit weiß, was im Mittelmeer passiert: Das **Watch the Med – Alarm Phone** ist für Flüchtlinge in Seenot rund um die Uhr erreichbar. **Gerd Valchars** traf die Aktivistin **Fanny Müller-Uri**.



auf Seite
28

auch keinen verwaltungstechnischen Bereich, in dem Menschenrechte außer Acht gelassen werden können. Diese Sichtweise ist in Österreich noch nicht Allgemeinwissen oder gar Grundkonsens. Das hat auch damit zu tun, dass das Bundesverfassungsgesetz mit Ausnahme der Nicht-Diskriminierungsklausel – anders als Verfassungen anderer Länder – de facto keine Menschenrechtsbezüge aufweist und der Kerntext zu Menschenrechten mit dem Staatsgrundgesetz aus 1867 als „Ausfluss der Revolution“ auf Kaiser Franz Josef zurückgeht. Die in der absolutistischen Monarchie erlassenen Rechte spiegeln einen Bruchteil des modernen Menschenrechtskatalogs wider und greifen damit zu kurz. Wesentliche Bereiche, wie z. B. Gesundheitsversorgung oder Bildung, blieben 1867 unerwähnt und sind in Österreich vielfach als Teil des Wohlfahrtsstaates und weniger als Rechtsanspruch verstanden und entsprechend verbrieft.

Ein wesentlicher Schritt auf dem Weg zur Menschenrechtsstadt Wien war die sehr breite Erarbeitung der Wiener Charta im Jahr 2012. Diese hält in ihrem Auftakt unmissverständlich fest: „Unsere gemeinsame Grundlage sind die Menschenrechte.“

Den modernen Menschenrechtskatalog – der sich in den einschlägigen Konventionen der Vereinten Nationen findet, oder aber auch in der, seit einigen Jahren in Kraft befindlichen Grundrechtscharta der Europäischen Union – als Basis heranziehend, gibt es einige Felder, in denen das Postulat „Menschenrechte in allen Kompetenzbereichen umzusetzen“, noch einiges an Luft nach oben hat:

Die Beschränkung von Glücksspielautomaten hat eine starke menschenrechtliche Dimension – Spielsucht zählt zu den am schwierigsten zu behandelnden Suchterkrankungen, neben dem potenziellen finanziellen Ruin sind es vor allem soziale Beziehungen, die oftmals irreparabel beschädigt werden. Die Prävention von Spielsucht hat – menschenrechtlich betrachtet – wesentlich früher einzusetzen als in der Frage, an welchen und wie vielen Orten Automaten welcher Eigenschaften stehen sollen. Ein Teil dieser Prävention ist eine ganzheitliche Bildung, deren Gewährleistung – soweit herrscht in diesem Feld Konsens – in Österreich nicht gesichert ist. Statt eine grundlegende Reform der Bildung sicherzustellen, wird seit einem Jahr von Seiten der Stadt Wien um gut 20 Millionen Euro „Gratis-Nachhilfe“ angeboten. Wiewohl diese Aktion zweifellos ihr Gutes hat: Es handelt sich um Symptombekämpfung und nicht um die Umsetzung des Menschenrechts auf Bildung in systematischer Weise. Im Bildungsbereich wäre neben der überfälligen grundlegenden Reform auf Basis von Nicht-Diskriminierung – insbesondere aufgrund sozio-ökonomischer Kriterien – auch die Verstärkung von Menschenrechtsbildung ein Anliegen. Aber auch die Umsetzung von Minderheitenrechten hat bildungstechnisches und mittelfristig volkswirtschaftliches Potenzial: Anstatt erbsenzählend Ortstafeln aufzustellen, würde ein Menschenrechtsansatz Minderheitensprachen völlig selbstverständlich – ja unverkrampft – auch an Wiener Schulen möglich machen. Anstatt haarspalterisch den Staatsvertrag

zu interpretieren und haarklein die „autochtonen Volksgruppen“ als Grundlage für Minderheitenprogramme zu verwenden – wie es das Volksgruppengesetz vorsieht – wäre dann das Ergebnis der letzten Volkszählung heranzuziehen, und es würden zahlreiche slawische Sprachen, Türkisch, aber z. B. auch Chinesisch als Unterrichtssprachen möglich.

Das Schlagwort von der „Rechenschaft“ der Wiener Menschenrechtsklärung wirft menschenrechtlich einige Fragen auf: Welche menschenrechtliche Verantwortung trägt die Stadt für Verwaltungsaufgaben, die rein formal an private Träger ausgelagert sind? Faktisch ist es ja so, dass die Erfüllung von Menschenrechten formal den Staat und seine Organe – also auch Städte und Gemeinden – trifft, private RechtsträgerInnen sind von dieser Erfüllung formal entbunden und können derzeit lediglich über eigene gesetzliche Regelungen in die Pflicht genommen werden. Ein klassisches Beispiel ist der Schutz vor Diskriminierung, z. B. bei der Arbeitsplatz- oder auch Wohnungssuche, wo Andersbehandlungen nach wie vor auf der Tagesordnung stehen. Wenn soziale Leistungen, wie etwa die Pflege und Betreuung, an eine Gesellschaft nach Privatrecht wie einen Fonds ausgelagert werden: Will die Stadt Wien dafür die menschenrechtliche Verantwortung übernehmen? Sind Konstruktionen mit Fonds und dergleichen mit dem Anspruch auf umfassende Umsetzung von Menschenrechten und damit Rechenschaft in Einklang zu bringen?



Menschenrechtsbüro der Stadt Wien; Foto: Gökmen | PID

Die Verwaltung der Geldmittel der Stadt: Auch bei der Erstellung von öffentlichen Budgets gilt es menschenrechtliche Vorgaben zu erfüllen. „Menschenrechtsbudgetieren“ wird von Entwicklungsländern gerne im Rahmen von „good governance“ eingefordert: Wie wäre ein Nicht-Diskriminierungsprinzip für die Finanzgebarung der Stadt Wien? Durchgehend die Belange beider Geschlechter und von sexuellen, ethnischen und sprachlichen Minderheiten sowie die Förderung von sozio-ökonomisch marginalisierten Menschen bereits im Budget vorzusehen: Das ist menschenrechtliche Rechenschaft in einem kompetenzrechtlichen Kernbereich. Auch das Vergaberecht – also jene Regelungen, mit denen die Anschaffung von Materialien, aber auch die Umsetzung von baulichen und anderen Großprojekten vorgegeben wird – kann man menschenrechtlichen entsprechend gestalten. Die Erhöhung von Transparenz im Umgang mit öffentlichen Geldern ist ein wichtiger Gradmesser für Menschenrechtskultur. In der Bewerbung von verwaltungstechnischen Leistungen miteinbezogen.

Eine solche Kultur zu bauen, insbesondere sie zu stärken, ist eine komplexe Aufgabe. Eine antirassistische Haltung zu etablieren setzt neben anderen

Maßnahmen auch die konsequente Anwendung von Schutzbestimmungen voraus. Nichtdiskriminierungsbestimmungen gibt es zahlreiche, Möglichkeiten der Einforderung rein institutionell gesehen auch: Erst unlängst hat ein Gremium des Europarates festgestellt, dass es in Österreich knapp 50 Anlaufstellen für Beschwerden rund um mangelnde Gleichstellung gibt. Diese Vielzahl ist zunächst beeindruckend, dann aber auch Anlass zur Kritik: Wer soll sich in diesem Dickicht auskennen? Und: Ist es vielleicht Absicht, die Durchsetzung von Gleichstellungsanliegen so komplex zu gestalten? Ist der Föderalismus hier wirklich der Hauptverursacher?

Und dann wären da auch die strafrechtlichen Schutzbestimmungen gegen Verhetzung. Österreich hat die entsprechende Regelung kürzlich auf internationalen Druck hin reformiert: Allein, die Verhetzungsbestimmung ist gemäß einer Anfragebeantwortung im Parlament einer der am seltensten angewendeten Paragraphen des Strafrechts. Gerade im laufenden Wahlkampf – aber nicht nur in dieser „Zeit fokussierter Unintelligenz“, wie Wiens Bürgermeister Michael Häupl diese Phase einst nannte – scheint es nicht nur Möglichkeiten, sondern auch genug Notwendigkeit für eine vermehrte Anwendung zu geben.

Ziel einer Menschenrechtsstadt Wien muss es unter anderem sein, dass die Verhetzungsbestimmung zu einer selten angewendeten Regelung wird, auf dem Weg dorthin ist dieser Paragraph – ähnlich einigen zentralen Menschenrechten – jedoch zunächst mit Leben zu füllen und seine Implementierung in sämtlichen politischen und verwaltungstechnischen Bereichen sicherzustellen. Dass die Stadt Wien die Umsetzung relativ breit andenkt ist unter anderem daran zu erkennen, dass sich die Erklärung zur Menschenrechtsstadt Wien explizit an Bewohnerinnen und Bewohner richtet und damit auch Personen erfasst, die hierorts möglicherweise nicht das Wahlrecht haben, weil sie z. B. staatenlos sind. So lobenswert die darin deutlich werdende Absicht ist, die Umsetzung bleibt abzuwarten. Es gibt Wirtschaftsleitlinien der Stadt, die vielversprechend klingen, und es sind auch für andere Bereiche – z. B. Klimaschutz – bereits eigene Büros eingerichtet und Beauftragte bestellt worden. Wer weiß: Vielleicht ist die Selbsterklärung zur Menschenrechtsstadt mehr als politische Rhetorik und ein tatsächlicher Beitrag zu einem urbanen Selbstverständnis, das die Menschenrechte aller als Handlungsfrage versteht, die Transparenz, Rechenschaft und Partizipation ernsthaft umsetzt und die Chancengleichheit durchgehend als Leitmotiv etabliert.

Deklaration des Wiener Gemeinderats zu Menschenrechten:
<https://www.wien.gv.at/menschen/integration/projektarbeit/menschenrechtsstadt/>
 Wiener Charta: <https://charta.wien.gv.at/site/>

Marianne Schulze ist freischaffende Menschenrechtskonsultantin in Wien.

Ausschluss, Unterscheidung, Beschränkung und Benachteiligung

Rassismuserfahrungen von Menschen mit dunkler Hautfarbe im öffentlichen Raum

Eine Studie des Europäischen Trainings- und Forschungszentrums für Menschenrechte und Demokratie (ETC) Graz zeigt deutlich, dass Menschen mit dunkler Hautfarbe in vielen Lebensbereichen von Ungleichbehandlungen und Benachteiligungen betroffen sind, die als rassistische Diskriminierungen bezeichnet werden können.

Im Jahr 2014 hat das ETC Graz die Studie „Lebenssituation von ‚Schwarzen‘ in urbanen Zentren Österreichs – Bestandsaufnahme und Implikationen für nationale, regionale und lokale Menschenrechtspolitik“ veröffentlicht.^[1] Diese Studie fasst die Ergebnisse eines mehrjährigen Forschungsprojektes zusammen, in dem Menschen mit dunkler Hautfarbe in vier österreichischen Städten (Graz, Linz, Salzburg, Innsbruck) zu ihren Lebenssituationen und Erfahrungen in den Bereichen Arbeit und Einkommen, Zugang zum Recht(sstaat), Gesundheit sowie öffentlicher Raum befragt wurden. Als Grundlage diente dabei ein rechtlicher Maßstab, nämlich das in Österreich geltende Verbot rassistischer Diskriminierung, in dem die Kriterien Ausschluss, Unterscheidung, Beschränkung und Benachteiligung als Elemente dieser genannt sind.^[2]

Die Befragten

Insgesamt haben 717 Personen – 309 Frauen und 405 Männer^[3] – über 16 Jahre und mit dauerhaftem Aufenthalt in Österreich an der Befragung teilgenommen. Etwa die Hälfte der Befragten ist verheiratet, gut ein Viertel alleinstehend. Im Durchschnitt leben 2,82 Personen in einem Haushalt. Jeweils rund 10 Prozent haben ein Studium bzw. eine Lehre in Österreich abgeschlossen. Im Vergleich dazu haben 19 Prozent im Herkunftsland ein Studium abgeschlossen, 32 Prozent maturiert und 24 Prozent die Pflichtschule abgeschlossen. 22 Prozent der Befragten haben die im Herkunftsland abgeschlossene Ausbildung in Österreich nostrifizieren lassen.^[GRAFIK-5]

98 Prozent der Befragten gaben an, in Österreich sozialversichert zu sein. Rund ein Viertel ist vorwiegend

im Haushalt mit Betreuungsaufgaben beschäftigt. Von den befragten Personen verfügen 276 (39 %) über eine österreichische Staatsbürgerschaft, sieben Befragte (1 %) über eine EU-Staatsbürgerschaft und 432 (60 %) über eine Staatsbürgerschaft außerhalb der EU. Die Befragten leben zwischen mindestens einem und längstens 58 Jahren in Österreich, im Durchschnitt seit zwölf Jahren. Am häufigsten wurde eine Aufenthaltsdauer von zehn Jahren genannt.

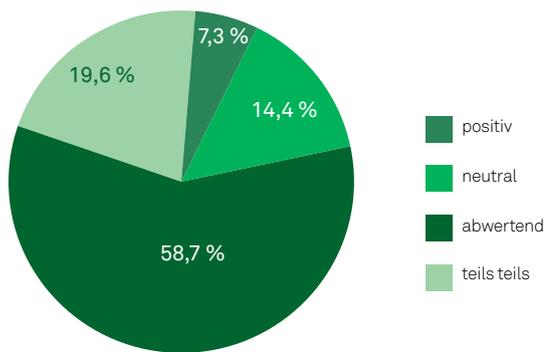
47 Prozent der Befragten verfügen über ein monatliches Netto-Haushaltseinkommen zwischen 1051 und 2500 EUR, je rund 18 Prozent zwischen 751 und 1050 EUR bzw. zwischen 2501 und 4000 EUR. Vorwiegend tragen eine (45 %) oder zwei Personen (46 %) zu diesem Einkommen bei. Aus diesen Angaben kann das Äquivalenzeinkommen (Medianeinkommen) der befragten Personen errechnet werden. Dieses liegt mit 986 EUR im Durchschnitt deutlich niedriger als das durchschnittliche Äquivalenzeinkommen der Haushalte in Österreich (dieses liegt bei 1777 EUR).

^[1] Die gesamte Studie (Simone Philipp/Klaus Starl: Lebenssituation von „Schwarzen“ in urbanen Zentren Österreichs, ETC 2014) ist auf der Website des ETC unter http://www.etc-graz.at/typo3/fileadmin/user_upload/ETC-Hauptseite/publikationen/Selbststaendige_Publikationen/ETC-Neumin-Web.pdf zu finden.

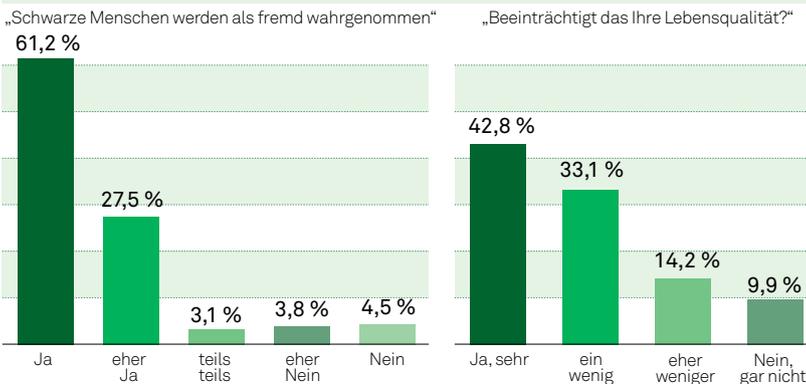
^[2] Vgl. hierzu Artikel 1 des Internationalen Übereinkommens zur Beseitigung jeder Form von Rassendiskriminierung (ICERD).

^[3] Drei Personen haben ihr Geschlecht nicht angegeben.

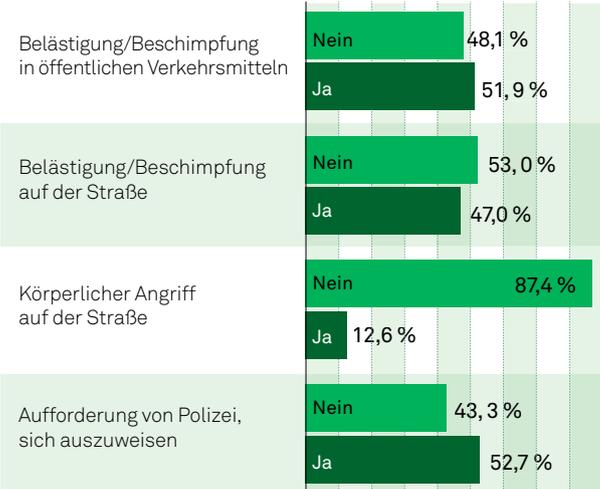
[1] Das Bild von Schwarzen in der Öffentlichkeit



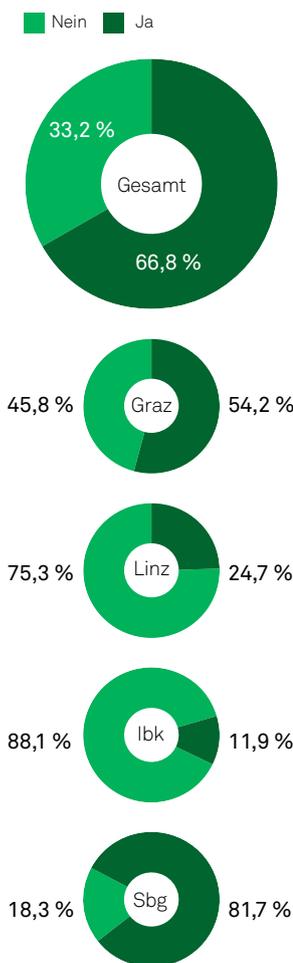
[2] Fremdheit und Beeinträchtigung der Lebensqualität



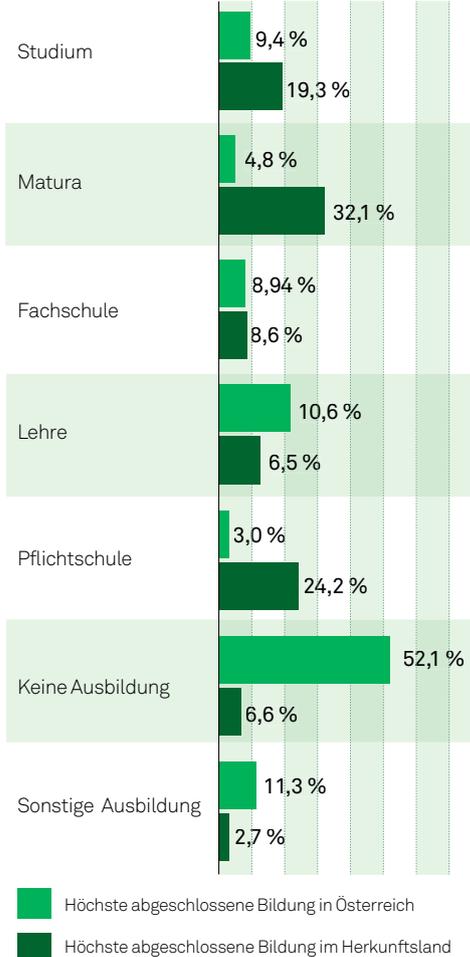
[3] Diskriminierungserfahrungen nach Tatorten und Anhaltungen durch Sicherheitsbehörden in den letzten 12 Monaten



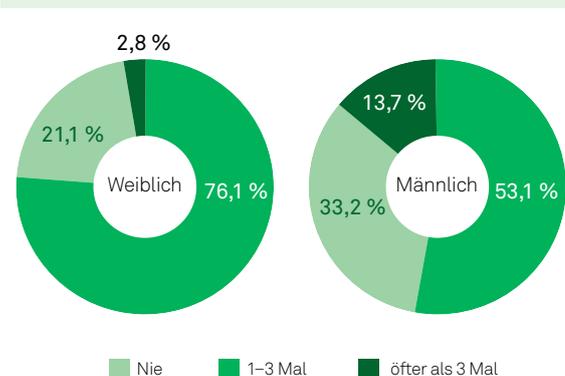
[4] Einschätzung der politischen Teilhabe



[5] Vergleichsgrafik Ausbildung Österreich | Herkunftsland



[6] Einlassverweigerungen nach Geschlecht



Quelle: ETC Graz – Studie „Lebenssituation von ‚Schwarzen‘ in urbanen Zentren Österreichs“, 2014.

Im Folgenden sollen die Ergebnisse der Studie zum öffentlichen Raum dargestellt werden, die besonders erschreckend ausfielen.

Diskriminierung im öffentlichen Raum

Diverse Berichte belegen das häufige Vorkommen rassistischer Belästigungen und Diskriminierungen im öffentlichen Raum.^[4] Für die

individuelle Lebenssituation ist es jedoch bedeutsam, ob der öffentliche Raum diskriminierungsfrei zugänglich ist. Daher widmete sich die Studie der Beantwortung folgender Fragen: Sind Schwarze im öffentlichen Raum mit Ausschluss, Unterscheidung, Beschränkung oder Benachteiligung konfrontiert? Beeinträchtigt dies ihr Lebensgefühl? Sind Schwarze häufig von Polizei kontrolliert und haben

sie den Eindruck, die Amtshandlungen verliefen korrekt? Wie weit kann die politische Teilhabe gehen? Wie wird die Darstellung von Schwarzen im öffentlichen Raum von diesen selbst wahrgenommen? Als wie fremd fühlen sich Schwarze in Österreich durch ihr Umfeld wahrgenommen?

Gut die Hälfte der befragten Personen gab an, mindestens ein Mal in

den letzten zwölf Monaten in öffentlichen Verkehrsmitteln wegen ihrer Hautfarbe oder Herkunft rassistisch beschimpft oder belästigt worden zu sein. Auch auf offener Straße widerfuhr dies etwa der Hälfte der Befragten. 13 Prozent wurden im selben Zeitraum auf offener Straße sogar tätlich angegriffen. Etwas mehr als die Hälfte der Befragten wurde mindestens ein Mal von der Polizei aufgefordert, sich auszuweisen, wovon 51 Prozent den Eindruck hatten, die Amtshandlung sei nicht korrekt verlaufen.^[GRAFIK-3]

Beinahe 40 Prozent der Befragten gaben an, zumindest einmal in den letzten sechs Monaten nicht in einen Gastgewerbebetrieb eingeladen worden zu sein. 50 Prozent wurden wohl eingelassen, haben sich aber nicht willkommen gefühlt. Männer sind deutlich häufiger von Zutrittsverweigerungen betroffen als Frauen.^[GRAFIK-6]

Um abzuschätzen, wie weit politische Teilhabe von Menschen mit dunkler Hautfarbe gehen kann, wurde die Frage „Könnten Sie sich vorstellen, dass die Bevölkerung in Ihrer Stadt eine Schwarze Bürgermeisterin oder einen Schwarzen Bürgermeister wählt?“ gestellt. Insgesamt können sich etwa zwei Drittel der Befragten nicht vorstellen, dass ihnen oder einer anderen Person ihrer Community eine derartige Position zugestanden wird.^[GRAFIK-4]

Wie empfinden die Befragten das Bild, das von Personen mit dunkler Hautfarbe in der Öffentlichkeit und den Medien präsentiert wird? Sieben Prozent meinen, dass die Darstellung von Schwarzen in Öffentlichkeit und Medien

überwiegend positiv ist, 14 Prozent empfinden die Darstellung als neutral. 59 Prozent der Befragten empfinden die Darstellung von Schwarzen überwiegend als abwertend, 20 Prozent differenzieren und meinen, dass es sowohl positive als auch abwertende Darstellungen gibt.^[GRAFIK-1]

Die Frage, ob Schwarze durch die österreichische Mehrheitsgesellschaft als fremd wahrgenommen werden, wurde von 89 Prozent der Befragten bejaht. Etwa die Hälfte davon gab an, dass ihre Lebensqualität hierdurch stark beschränkt würde, weitere 33 Prozent fühlen sich zumindest beeinträchtigt. Insgesamt fühlen sich also nahezu drei Viertel der befragten Schwarzen durch die Fremdwahrnehmung in ihrer Lebensqualität eingeschränkt.^[GRAFIK-2]

Beurteilung

Das Studienergebnis fällt für den öffentlichen Raum katastrophal aus. Jede/r zweite Schwarze wird öffentlich diskriminiert. Jede/r Zehnte tätlich angegriffen, jede/r Zweite von der Polizei kontrolliert. Von diesen ist jede/r Zweite der Meinung, die betreffende Amtshandlung sei nicht korrekt vollzogen worden. Zwei Drittel der Befragten sind der Ansicht, dass ihnen ein öffentliches Amt in höherer Position nicht zugetraut würde. Der Großteil von ihnen empfindet die eigene Lebensqualität durch Fremdwahrnehmung beeinträchtigt.

Das Verbot rassistischer Diskriminierung ist somit in allen abgefragten Teilbereichen des öffentlichen Raums verletzt. Menschen mit dunkler Hautfarbe erfahren hier in hohem Maß und großer Häufigkeit

Unterscheidung, Ausschluss, Benachteiligung und Beschränkung aufgrund ihrer Hautfarbe.

Empfehlungen zur Verbesserung der Situation

Was kann eine Stadt tun, um diese Situation zu verbessern? Wichtig sind vor allem vertrauensbildende Maßnahmen, die sich an Menschen mit dunkler Hautfarbe und die übrige Bevölkerung sowie an MeinungsbildnerInnen und Medien wenden. Erfahrungsgemäß sind klare politische Botschaften sowie die Sichtbarkeit von Schwarzen in entsprechenden Funktionen des öffentlichen Lebens besonders wirksam. Bei der Darstellung von Menschen mit dunkler Hautfarbe sollte auf Klischees verzichtet und diese Personen sollten sachlich in ihren Lebenssituationen in Österreich dargestellt und kommuniziert werden. Auch sind mehr Informationen über Rassismus, Rassismusbefehl, Beschwerdemöglichkeiten und Sanktionen im öffentlichen Raum notwendig. Beispielsweise sollten auch die öffentlichen Verkehrsbetriebe in den Diskriminierungsschutz einbezogen werden. Einerseits als Informationsträger, andererseits aber auch in ihrer Verantwortung. Das Ausmaß und die Häufigkeit rassistischer Belästigung und rassistischer Übergriffe im öffentlichen Raum sollten auch in der öffentlichen Ordnung und Sicherheit berücksichtigt werden. Hier ist in erster Linie an Polizei und Ordnungsdienste zu denken, die in der Intervention gegen rassistische Übergriffe geschult werden bzw. auch zur tatsächlichen Intervention verpflichtet werden sollten. Zudem muss die Polizei die strikte Befolgung des Sicherheitspolizeigesetzes gewährleisten, über Indizien eines „Ethnic Profiling“ aufklären und dieses unterbinden.

Simone Philipp ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Trainerin am ETC Graz.

^[4] Vgl. hierzu bspw.: European Union Agency for Fundamental Rights (FRA)(2009): EU-MIDIS at a glance; FRA (2010): EU-MIDIS data in focus report 4: Police Stops and Minorities; FRA (2011): EU-MIDIS data in focus report.

^[5] Multiple Discrimination; FRA (2012): EU-MIDIS data in focus report 6: Minorities as victims of crime. Auch in den Jahresberichten der Antidiskriminierungsstelle Steiermark, ZARA u. a. finden sich gehäuft Belege.

„Just equal, you know ... that's all I ask for“

The Safe House Black History Museum in Greensboro, Alabama, USA

Als Zehnjährige machte Theresa Burroughs ihre erste bewusste Erfahrung mit dem Rassismus: Ein Händler, der Möbel zu ihren Nachbarn liefern wollte, fragte sie, ob sie diese kenne. Sie antwortete: „Yes!“ Daraufhin stieg der Mann aus seinem Auto, kam drohend auf sie zu und sagte: „N., don't you ever say ‚Yes‘ to a White Person. Say ‚Yes, Sir‘ or ‚No, Sir‘!“

Theresa Burroughs ist Gründerin und Direktorin des „Safe House Black History Museums“ in Greensboro, einer Kleinstadt in Hale County im Südosten Alabamas. Seinen Namen verdankt das Museum dem Umstand, dass Dr. Martin Luther King Jr. hier im ehemaligen Wohnhaus von Burroughs am 21. März 1968 Unterschlupf vor der Verfolgung durch den Ku Klux Klan fand.

In ihren Kapuzengewändern hätten die Männer in jener Nacht das Haus belagert, erzählt Theresa Burroughs, mit Gewehren seien sie in ihren Autos gesessen, während Schwarze Aktivisten das Haus bewachten. Zu sehen sind Fotos, die Dr. King beim *Voting-Rights-March* zeigen, die Titelseite des *Courier Express* vom Tag seiner Ermordung im Lorraine-Motel in Memphis (drei Wochen nach jener Nacht in Greensboro), und Fotos von seinem Begräbnis.

Burroughs' Leben bildet den Ausgangspunkt der Darstellung afroamerikanischer Geschichte in Hale County hier im Museum. Die BesucherInnen empfängt



Theresa Burroughs vor ihrem Polizeifoto im „Safe House“; Foto: Christian Kravagna

Eine Anspielung darauf, dass ohne die Märsche die USA heute keinen Schwarzen Präsidenten hätte.

An der angrenzenden Wand sieht man Theresa Burroughs auf einem Polizeifoto, wie sie ein Papier mit ihrem Namen, Adresse und Datum der Aufnahme in die Kamera hält. Es ist der 29. Februar 1965, der Tag ihrer Verhaftung. Burroughs war eine von vielen vor allem jungen Leuten, die sich gegen das ungerechte Wahlgesetz gewehrt hatten und dafür ins Gefängnis mussten.

Als Folge der so genannten Jim-Crow-Gesetze^[1] hatten die Schwarzen in den Südstaaten der USA de facto

kein Wahlrecht. Gegen die rassistische Diskriminierung formierte sich Mitte der 1950er Jahre politischer Widerstand, der seinen Ausdruck unter anderem in den so genannten *Sit-Ins*, *Bus-Boycotts* und *Freedom-Rides* fand. Der Marsch von Selma nach Montgomery, organisiert mit Dr. Kings Unterstützung, zählt zu den die heute 75-jährige Civil-Rights-Aktivistin mit einer Medaille, die sie anlässlich des 50. Jahrestages des Selma-Montgomery-Marsches im März 2015 von Barack Obama verliehen bekommen hat. Im Eingangsbereich hängen Fotos von Präsident Obama und seiner Familie. Über ihnen steht in Großbuchstaben: „Because we marched ...“.

kein Wahlrecht. Gegen die rassistische Diskriminierung formierte sich Mitte der 1950er Jahre politischer Widerstand, der seinen Ausdruck unter anderem in den so genannten *Sit-Ins*, *Bus-Boycotts* und *Freedom-Rides* fand. Der Marsch von Selma nach Montgomery, organisiert mit Dr. Kings Unterstützung, zählt zu den

legendären Ereignissen in diesem Zusammenhang.

Der erste Protestmarsch am 7. März 1965 wurde von der Polizei, angeführt vom als rassistisch bekannten Sheriff Jim Clark, verhindert. Die DemonstrantInnen wurden mit Knüppeln und Tränen gas aufgehalten, Dutzende von ihnen wurden verletzt. Der Tag ging als „Bloody Sunday“ in die Geschichte der USA ein. Aufgrund der landesweiten Aufregung sandte Washington zum Schutz der Demonstrierenden die Bundespolizei nach Alabama. Erst der dritte Anlauf am 21. März war schließlich erfolgreich. Die Marschierenden erreichten, unterstützt von Prominenten wie dem Sänger und Schauspieler Harry Belafonte oder der erfolgreichsten US-amerikanischen Folkgruppe Peter, Paul and Mary, nach einem dreitägigen Marsch Montgomery, die Hauptstadt Alabamas. Präsident Lyndon B. Johnson unterzeichnete schließlich am 6. August 1965 den Voting-Rights-Act, der hundert Jahre nach der Abschaffung der Sklaverei endlich das Wahlrecht für die AfroamerikanerInnen brachte.

Auf den Schwarz-Weiß-Fotos im Museum sieht man die AktivistInnen, die sogenannten *Food Soldiers*, entlang des Highway 80. Mittendrin Straßensperren. Berittene Polizisten, die von oben herab ihre Überlegenheit demonstrieren, andere mit Knüppeln in den Händen. Die Anspannung ist sichtbar. „I tell you, we were not professional marchers, but we were just in the movement, you know. Wherever there was something happening, we were there. We went, because we just wanted to be free“, erzählt Burroughs im einführenden Video „The Fullness of Time“.

Die Ausstellung zeigt nicht nur Artefakte des 20. Jahrhunderts, sondern auch aus der Zeit der Sklaverei. Ein Quilt soll etwa

die Geschichte der *Underground Railroad* veranschaulichen. Laut der Museumsgründerin haben diese Decken den entflohenen Sklaven auf ihrer Flucht in den Norden als eine Art „Zeichensystem“ gedient. An den im Freien aufgehängten Stoffen konnten die Flüchtenden erkennen, ob es sich um ein sicheres Haus, ein *safe house* handelte. Gelbe Quadrate standen für *safe*.

Das Museum, das in einer Siedlung liegt, in der früher Schwarze ArbeiterInnen Baumwolle verarbeitet haben, wurde – wie auch die Ausstellung selbst – im Jahr 2009 mit Unterstützung des *Rural Studio Projects* designt. Zwei ehemalige *Shotgun-Häuser*, in denen auch Sonderausstellungen gezeigt werden, sind durch einen Glasgang, auf dessen Scheiben die Aufbruchstimmung der 1960er Jahre dargestellt wird, miteinander verbunden. Das 1993 von dem Architekten Samuel Mockbee gegründete *Rural Studio Project* ist bekannt für eine Architektur, die soziale mit ästhetischen Ansprüchen vereint. In den letzten Jahrzehnten wurden auf diese Weise Wohnhäuser, Kindergärten, Spielplätze und Schulen errichtet. Dabei arbeiten die ArchitektInnen mit gefundenen und recycelten Materialien und nehmen Rücksicht auf die traditionelle Bauweise in dieser armen, ländlichen und Schwarzen Gegend, dem so genannten *black belt*.

Der ländliche Raum spielt auch in der Ausstellung eine wichtige Rolle: Zu sehen sind symbolisch eingesetzte Objekte wie eine Arbeiterlatzhose, eine Waschtrommel oder ein Korb voll mit Baumwolle. Im Kapitel „Rural Beginnings 1865 – 1954“ wird betont, dass die ersten Civil-Rights-Kämpfe ihren Ausgang im ländlichen Raum genommen hatten, wo AfroamerikanerInnen einem schlimmeren Rassismus ausgesetzt waren als in den Städten. „We found“, schreiben die AusstellungsmacherIn-

nen auf der Museums-Website, „that the local stories began long before 1954 when people in Hale County faced extreme racism. Racism ruled everything, from the job market to the super market. [...] We then proposed to tell the stories of the rural beginnings, where the efforts began at the local level in rural areas such as Hale County and then spread to larger cities in the south.“ Weiter heißt es: „The more we researched local events in Greensboro and Hale County, the more we realized that the local efforts made by everyday people were much more interesting“.

Nach zahlreichen Fällen der polizeilichen Tötung von AfroamerikanerInnen und im Zusammenhang mit dem rassistischen Anschlag auf eine Kirche in Charleston, South Carolina wird in den USA wieder heftig über Rassismus debattiert. Auch Präsident Barack Obama hat sich gegen Ende seiner Amtsperiode sehr klar dazu geäußert. Unter anderem sprach er in seiner Trauerrede für die Opfer von Charleston unmissverständlich die Probleme an, mit denen das Schwarze Amerika zu kämpfen hat, davon, dass „Amerika zu lange blind dafür war, dass vergangene Ungerechtigkeiten noch immer die Gegenwart prägen“. Das Safe-House-Museum gibt dieser Debatte eine historische Perspektive. Indem es die politischen Kämpfe der Vergangenheit darstellt, ehrt es nicht nur jene, die in den 1950er und 1960er Jahren den Mut hatten, sich gegen die Jim-Crow-Politik zu wehren, sondern zeigt auch den jungen Schwarzen von heute Möglichkeiten des Widerstandes. „Our goal was freedom! And we wanted to have better jobs, and make it better for our children, and our coming generation [...] Just equal, you know ... that's all I ask for. And then hey, I'm done,“ sagt Theresa Burroughs. Das **Safe House** ist ihr Lebenswerk.

<http://safehousemuseum.ruralstudio-blogs.org/safehousemuseum>

Cornelia Kogoj, Generalsekretärin der Initiative Minderheiten, reiste mit Christian Kravagna, Professor für Postcolonial Studies an der Akademie der bildenden Künste, im Rahmen einer Forschung zu Museen und Minderheiten vier Monate lang durch die USA.

^[1] Die von den 1880er bis in die 1960er Jahre in den Südstaaten der USA geltenden sogenannten Jim-Crow-Gesetze dienten zur Trennung der „schwarzen“ und „weißen“ Bevölkerung in fast jedem Bereich des öffentlichen Lebens wie in Schulen, Kirchen, Bussen oder Stadtvierteln. Auch das Wahlrecht für Schwarze war durch die Einführung einer eigenen Wahlsteuer sowie die Ausschließung der AnalphabetInnen von der Wahl eingeschränkt.

^[2] Ein schmales, längliches Wohnhaus mit zwei bis fünf direkt miteinander verbundenen Zimmern ohne Flur, anzutreffen vor allem im Süden der USA.

Nachdenken über das Archiv

Notizen zu „Ses Alma Rehberi“

Meine Großeltern waren „Gastarbeiter“ in Deutschland. Meine Großmutter Vehbiye Bilir arbeitete als Putzfrau in einem Kieler Krankenhaus, mein Großvater Gani Bilir in einer Metallfabrik, die Schiffsmotoren baute. Ich weiß, dass er schwer arbeitete. Sein Lohn wurde bis zu seiner Pension im Jahr 1982 nicht erhöht.



Fotos: Cana Bilir-Meier

Gani Bilir war „Gastarbeiter erster Stunde“. 1962 – im Jahr der Unterzeichnung des Anwerbeabkommens zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Türkei – begann er in Kiel zu arbeiten. Fünf Jahre später, 1975, folgte ihm Vehbiye Bilir mit ihren sechs Töchtern Semra, Reysal, Zühal, Oya, Ismet und Reysa. Im Jahr 1988 kehrten meine Großeltern – diesmal ohne ihre Töchter – zurück nach Mersin. In die Stadt an der türkischen Mittelmeerküste, in der sie und ihre Kinder geboren worden waren.

2 Nolu Band, kırmızı uç 1–2, metre 6–13:
Ellerin vatani bize yurd oldu.

Heimat der Fremden wurde zu unserer Heimat. (1967)

Anneanne Vehbiye erzählt, ihre Kolleginnen seien immer nett zu ihr gewesen. Ich kann es nicht beurteilen, ob es wirklich so war oder ob sie die Realität, den Rassismus, den sie erlebte, verdrängt hat. Vielleicht empfand sie sich aber selber als Gast und blieb immer freundlich und dankbar, wie es eben von einem Gast erwartet wird. Sie lebt nun seit 30 Jahren wieder in Mersin. Dede Gani ist 2007 gestorben.

2 Nolu Band, kırmızı uç 1–2, metre 61–65: Aynaya baktım saç beyaz olmuş. 1967. Benim sesim.

Ich sehe in den Spiegel, mein Haar ist ergraut. 1967. Meine Stimme.

Oma hat die deutsche Sprache fast zur Gänze vergessen. Etwas zu vergessen ist auch eine Form der Erinnerung. Sie kommt nicht gerne nach Deutschland zu Besuch. Höchstens einmal im Jahr, meist mit dem Vorwand, sich ärztlich untersuchen und behandeln zu lassen.

3 Nolu Band, yeşil uç 3–4, metre 0–46:
Almanyada ailece ögle yemeginde almış seslerimiz. Kayınvalidem, ben, Vehbiye, Zühal, Semra, Ismet, Reysa'nın seslerimiz. Müzik.

Aufgenommen beim Mittagessen in Deutschland: Die Stimmen von meiner Schwiegermutter, von Vehbiye, Zühal, Semra, Ismet und Reysa und von mir. Im Anschluss folgt Musik. (1975)

Meine Großeltern sind beide arabischer Abstammung, der Großvater kommt aus dem Libanon und die Großmutter aus Syrien. Sie sprechen aber sehr selten arabisch. Vor einigen Jahren besuchte meine Mutter Zühal einen Arabischkurs an der Volkshochschule in München, um sich an ihre Muttersprache zu erinnern. Sie hatte als Kind arabisch gelernt, aber in der – zu jener Zeit noch sehr kemalistisch geprägten – Türkei war es nicht modern und nicht gern gesehen, arabisch zu sprechen. Keine der vier heute noch lebenden Töchter meiner Großeltern kann daher arabisch. Sie haben ihre Muttersprache entweder nie gelernt oder wieder verlernt. Die Großeltern haben Atatürk nichtdestotrotz bewundert und hoch geachtet. Oma wählt bis heute die von Atatürk gegründete Republikanische Volkspartei CHP.

3 Nolu Band, yeşil uç 3-4, metre 66-77: Vehbiye, Oya ve bebek Ganinin Almanyaya gelişlerine aid sesleri, bebek Gani 41 günlük iken ilk defa Almanya gelisi sesi. Vehbiye, Oya, Zühal, Reysann agramaları, İsmetin ve bebeginin agraması sesleri. Müzik.
Aufnahmen von der Ankunft Vehbiyes mit Oya und Baby Gani in Deutschland. Baby Gani ist 41 Tage alt und das erste Mal in Deutschland. Vehbiye, Oya, Zühal, Reysa und İsmet sowie ihr Baby weinen. Danach folgt Musik. (1975)

Meine Großeltern haben ein Leben lang gesammelt. Auch vor ihrer Zeit in Deutschland und nachher: Gegenstände, Dokumente, Musikalben und Fotografien aus unterschiedlichen Zeiten – sorgfältig konserviert und geschützt – machen ihre Wohnung in Mersin zu einem privaten Erinnerungsmuseum.

Die Dokumente in ihrem Erinnerungsarchiv erstrecken sich über den Zeitraum von 1960 bis 1990. Sie erzählen vom Leben meiner Großeltern in der Türkei und in Deutschland. Sie enthalten auch Gedichte und politische Satiren meiner Tante Semra Ertan^[1].

3 Nolu Band kırmızı uç 1-2, metre 66-74: Vehbiyenin Mersinden Almanya ile İsmet, Zühal, Reysa, Yahya karısı ile Haziran sonu 1982 yaptıkları telefon konuşmaları
Aufnahmen von Vehbiyes Telefongesprächen aus Mersin mit İsmet, Zühal, Reysa, Yahya und seiner Frau in Deutschland – Ende Juni 1982.

Aufbewahrt haben sie unter anderem auch Gegenstände wie Seifen aus Deutschland, original verpackt, in unterschiedlichen Formen. Oder auch Handtücher und Bettwäsche aus dem Krankenhaus in Kiel. In einem eigenen Ordner ist die Krankheit meines Großvaters bis ins kleinste Detail dokumentiert: der Lungenkrebs, der sich im Jahr 2006 auszubreiten begann – liebevoll zusammengestellt wie ein Poesiealbum. Und der Familienstammbaum, handgeschrieben auf einem A5-Papier, ist ebenso detailgenau wie eine Anleitung zum Bau einer Tischlampe.

1 Nolu 15lik Band, kırmızı uç 3-4 / 33-38 metre: Yabancı diyolar nereye baksam (Türkiyeme bir ben dönemiyorum)
Wo auch immer ich bin, bin ich fremd (Nur kann ich nicht zurück in meine Türkei) (1982)

Doch damit ist die Dokumentation noch nicht zu Ende. Im Jahr 2012 finde ich in Mersin in einem Schrank meiner Großeltern ein Notizbuch mit dem Titel: „Gani Bilir. Ses Alma Rehberi“ (Gani Bilir. Tonbandverzeichnis). Unter dem Titel in sorgfältiger Handschrift meines Großvaters die Jahreszahlen 1967, 1969, 1971, 1972 und 1982. In den dokumentierten Tonbändern sind Momente eines nicht nur alltäglichen Lebens in Deutschland festgehalten: Stimmen der Töchter und Enkelkinder, der Familie beim Mittagessen, Telefongespräche zwischen der Türkei und Deutschland, Nachrichtensendungen und Musik aus den beiden Ländern. Und die Radioberichterstattung über die Selbstverbrennung seiner Tochter Semra Ertan.

1 Nolu 15lik Band, kırmızı uç 1-2, metre 63-103: Semranın sesi ve ölümüne

ait sesler, Hamburg radyo ve televizyon konusmacıları ile Vehbiye'nin ve Zühalin konuşması. 25.5.1982 ve 29.5.1982
Semras Stimme. Aufnahmen zu ihrem Tod. Vehbiye und Zühal sprechen mit Radio- und Fernsehreportern in Hamburg. Aufnahmen vom 25.5. und 29.5.1982.

Im April 2015 fahre ich wieder einmal nach Mersin, um meine Großmutter zu besuchen. Die Bettwäsche, in der ich schlafe, stammt aus der Frauenklinik in Kiel, in der Oma 15 Jahre lang gearbeitet hat. Ich beginne das Erinnerungsarchiv meiner Großeltern zu sichten. Bald wird mir klar, wie schwer es ist, herauszufinden, was später einmal von Bedeutung sein kann und was nicht. Wer kann, wer soll das definieren und entscheiden?

1 Nolu 15lik Band, yeşil uç 3-4 / metre 113-115: Almanyadan teskeremi verdiler
Deutschland lässt mich ziehen. (Liedtitel) (1982)

Zu Recherchezwecken fahre ich nach Köln in das Archiv vom Dokumentationszentrum und Museum über die Migration (DOMID). In einem Manuskript mit deutschen und türkischen Zeitungsartikeln aus den 1980er Jahren entdeckte ich ein Kapitel zu meiner Tante Semra Ertan: Berichte über ihren Protest aus dem Jahr 1982.

Seit diesem Frühjahr fahre ich auch regelmäßig nach Istanbul, um zu einem möglichen Migrationsarchiv in der Türkei zu recherchieren. Ein Archiv in Istanbul oder in einer anderen Stadt der Türkei würde für mich bedeuten, nicht mehr Europa in den Mittelpunkt der Geschichtsschreibung und Erinnerungsproduktion über Arbeitsmigration zu stellen.

Als ich zuletzt einen Teil der Dokumente meiner Großeltern mit nach Wien nehme, habe ich das unbehagliche Gefühl, ihnen etwas weggenommen, die Ordnung ihres persönlichen Archivs zerstört zu haben.

Canan Bilir-Meier, Studium der Kunstpädagogik in Wien, ist Studentin der Klassen für Video und Videoinstallation sowie Kunst und digitale Medien an der Akademie der bildenden Künste Wien. Seit Mai 2015 Stipendiatin von *kültür gemma!* Förderung migrantischer Kunstproduktion in Wien.

^[1] Semra Ertan, geboren 1956 in der Türkei, zog 1972 zu ihren Eltern Gani und Vehbiye Bilir in die Bundesrepublik Deutschland. Sie arbeitete als technische Bauzeichnerin und Dolmetscherin und schrieb über 350 Gedichte. 1982 verbrannte sich Semra Ertan in Hamburg, um ein Zeichen gegen die Ausländerfeindlichkeit und den Rassismus in Deutschland zu setzen. Siehe auch: Canan Bilir-Meier: Nachdenken über das Archiv. Notizen zu Semra Ertan (2013). In: Stimme Nr. 94, Seite 11-13.

Ein Pastrami-Sandwich bei Katz's Deli, New York, oder: der menschliche Faktor

Sie saßen im Park eines jüdischen Pflegeheims in der East Houston Street und taten sich an einem Pastrami-Sandwich von „Katz's Deli“ göttlich. Der schattige Platz war ihre letzte Zuflucht, trotz der frühen Sonntagsstunde war es schon drückend heiß, und der klimatisierte „Katz“ verfügte zwar über eine Rollstuhltoilette, aber im Lokal herrschte der Lärm eines Walzwerks. Der asphaltierte Park war von den Wurzeln mächtiger Platanen in eine Berg- und Talbahn verwandelt worden. „Deswegen ist der Park auch leer“, meinte der Dozent. „Die alten Herrschaften trauen sich nicht in ihren Park, weil sie Stürze fürchten, und was Stürze für betagte und greise Menschen bedeuten, brauche ich Ihnen, geschätzter Groll, ja nicht zu erklären. Im Übrigen schmeckt das Pastrami-Sandwich vorzüglich.“ Groll wischte sich mit dem Brillentuch des Dozenten über die Mundwinkel. „Es wundert mich nicht, von Ihnen umstandslos zu Greisen und Hinfälligen gezählt zu werden“, sagte er und ignorierte die protestierende Handbewegung seines Bekannten. „Ich weiß, Sie haben es nicht so gemeint“, fuhr er fort. „Das macht die Sache umso verwerflicher, lässt Ihre Wortwahl doch Rückschlüsse auf Ihre Geistesverfassung zu. Ein Mensch, der nicht in der Lage ist, zu sagen, was er meint, sollte vorsichtig sein.“

„Oder er sollte in die Politik gehen. Dort gilt so etwas als volksnah und populistisch“, erwiderte der Dozent lächelnd. Das sei ein billiger Anwurf, der Dozent betreibe wohl das Geschäft der Rechten, beschied Groll. „Man soll die Politik beobachten und, wenn erforderlich, scharf kritisieren. Man soll Sie aber auch loben, was selten, aber doch angebracht ist. So bei Angela Merkels mittlerweile berühmt gewordenem und bis zur New York Times zitierten Satz: *Ich muss ganz ehrlich sagen: Wenn wir jetzt anfangen, uns noch entschuldigen zu müssen dafür, dass wir in Notsituationen ein freundliches Gesicht zeigen, dann ist das nicht mein Land.* Oder Werner Faymanns Aussage über den ungarischen Premierminister und dessen Umgang mit Flüchtlingen, welcher an die Verschickung ungarischer Juden in die Vernichtungslager des Ostens erinnere. In beiden Fällen sind altgediente Politiker, denen auch wohlwollende Beobachter nur Mittelmaß konstatieren, über sich hinausgewachsen. Das zeugt von der Schwere der Krise, ist aber auch ein Beleg dafür, dass der menschliche Faktor in der Politik nach wie vor einen hohen Stellenwert hat. Bürgermeister Häupl muss an dieser Stelle mit besonderem Respekt genannt werden. BBC World Service widmete der Abwehrschlacht gegen den Rechtsextremismus in Wien einen langen Beitrag.^[1] Es ist nicht mehr selbstverständlich, dass ein Sozialdemokrat eine solidarische Politik betreibt und offensiv verteidigt – schauen Sie nur in die Slowakei oder nach

Tschechien. Dort machen die Sozialdemokraten den Rassisten die Steigbügelhalter. Haben Sie von den polnischen oder ungarischen Sozialdemokraten ein Wort der Solidarität mit Flüchtlingen gehört? Auch die Rolle der deutschen SPD ist jämmerlich. Die Sozialistische Internationale sollte sich aus Scham auflösen. Erstaunlich ist aber auch, wie wenig von den Grünen zu hören war.“

„Viele der freiwilligen Helfer waren Grüne, ob in Krumpendorf oder am Westbahnhof“, warf der Dozent ein. „Aber die Zurückhaltung der Bundespartei war dennoch befremdlich.“

„Befremdlich, ein treffendes Wort“, sagte Groll und fügte hinzu: „Hätten Sie je gedacht, dass so viele Österreicherinnen und Österreicher sich mit Umsicht, Wärme und Phantasie für Flüchtlinge engagieren? Selbst die sonst trägen Bundesbahnen sind über sich hinausgewachsen! Wie die Organisatoren der Demonstration und des Konzerts am Heldenplatz. Von den fast siebzig Prozent der Wählerinnen und Wählern, die gegen den Rassismus wählten, gar nicht zu reden.“

Er teile Grolls Begeisterung, sagte der Dozent. Sie lebe aber nur von der hellen Seite des Mondes. Man dürfe die Augen vor dem Geschehen in der Finsternis nicht verschließen. Und er erwähnte die oberösterreichische Wahl, die einen Erdbebensieg der in diesem Landstrich traditionell besonders braunen blauen Fraktion brachte. „Haben Sie schon vergessen, dass Wels an die FPÖ verlorengegangen und die traditionsreiche Sozialdemokratie in einem Kernland der industriellen Arbeiterschaft zertrümmert wurde? Dass FPÖ-Funktionäre Kriegsflüchtlinge beschimpfen, FPÖ-Bürgermeister freiwilligen Helfern mit Konsequenzen drohen, dass Jungfreiheiten sich in den Sozialen Medien als verbale Flammenwerfer betätigen, dass FP-Leute die Helfer fotografieren und die Autonummern jener Menschen aufschreiben, die sich für Flüchtlinge einsetzen – wie am Westbahnhof geschehen? Das kann Ihnen doch nicht entgangen sein?“

„Verehrter Dozent, ich lebe in Floridsdorf. Und ich kenne das Wahlergebnis. Der Arbeiterbezirk Floridsdorf ist blau, in meinem Wahlsprenkel haben die Rassisten 62 Prozent. Ich habe auch nicht vergessen, dass mir vor nicht allzu langer Zeit ein FPÖ-Funktionär beim Heurigen geschworen hat, seine Partei werde mit frechen Invaliden aufräumen, wenn die Stunde der Machtübernahme geschlagen habe. Wer der Volksgemeinschaft auf der Tasche liege, für den sei in diesem Land kein Platz.“

„Wie haben Sie reagiert?“

Groll nahm einen Schluck vom Bier, lehnte sich zurück und sagte: „Um mit Sigi Maron zu sprechen: Höflich, vornehm und dezent, wie es meine Art ist.“

„Ich ahne Schlimmes.“

^[1] am 12.10.2015, 13 Uhr.

„Übertreiben Sie nicht. Nicht an diesem guten Ort. Schauen Sie nur, aus den geöffneten Fenstern winkt man uns zu. Freundliche Menschen, diese New Yorker.“

Ob da wohl von den Nazis vertriebene Österreicher dabei seien, sinnierte der Dozent. Auszuschließen sei es nicht, schließlich seien Hundertjährige heutzutage keine Exoten mehr, meinte Groll.

„Wenn ich Ihnen so zuhöre, geschätzter Freund, dann hat sich nicht nur in der österreichischen Gesellschaft eine tiefe Kluft zwischen rechtsextremen und humanistisch orientierten Menschen aufgetan. Anders als in Ungarn, wo die allgemeine Faschisierung die Mehrheit der Bevölkerung erfasst hat und bizarre Blüten treibt und viele Ungarn nichts dabei finden, dass aus dem einst weltoffenen Land ein politischer Mistkübel geworden ist ...“

„Scheinen sich in Österreich die Lager der Humanität und der Finsternis zumindest die Waage zu halten“, unterbrach Groll.

„Und das macht Ihnen Angst.“

„Im Gegenteil“, sagte Groll. „Ich hätte nie gedacht, dass wir so stark sind.“

Der Dozent schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Bei Stürzen von gebrechlichen Menschen, die oft einen Oberschenkelhalsbruch nach sich ziehen, gilt die berühmte Dreierregel: Ein Drittel kommt nach intensivem Training wieder auf die Beine, ein Drittel bleibt auf den Rollstuhl angewiesen oder wird bettlägerig, das restliche Drittel überlebt Sturz und

Operation nicht. Ich nehme an, dass Sie in der Gesellschaft eine ähnliche Trias am Werk sehen?“

„Für Österreich würde ich das bejahen. Ein Drittel der Leute ist auf der Höhe der Zivilisation, ein Drittel schwankt je nach Stimmungslage, und ein Drittel ist schon vor langem ins Lager der geschürten Angst, des Ressentiments und des Rassismus abgedriftet. Mit Letzteren ist es müßig zu sprechen, ihr Weltbild ist durch nichts zu erschüttern. Es geht darum, dass die Zivilisierten ohne Furcht öffentlich für die menschliche Sache eintreten. Nur so lässt sich das Versinken der Schwankenden in der Barbarei verhindern. Sie brauchen Beispiele, an denen sie sich aufrichten können.“

„Ein mechanistischer Gedanke. Aber er hat seine Meriten.“

„Man soll einen Gedanken nicht geringschätzen, nur weil man selber ihn hat“, meinte Groll. „Häupl hat gezeigt, dass man vor Schreihälsen nicht in die Knie zu gehen braucht. Wer den aufrechten Gang liebt, darf nie in die Knie gehen.“

„Kriechen nach Orten, die durch Kriechen nicht zu erreichen sind, soll man sich abgewöhnen“, ergänzte der Dozent.

„Das ist der menschliche Faktor“, sagte Groll und lächelte.

„Hiermit ist meine Sonntagspredigt in der East Houston Street beendet. Sachspenden werden von meinem Assistenten entgegengenommen, Geldspenden von mir.“

„Amen!“ sagte der Dozent, sammelte die Reste des Sandwichpapiers ein und warf sie in eine Mülltonne. Vorsichtig tasteten die beiden sich über Wurzeln und aufgeplatzten Asphalt zum Ausgang vor.

NUR DIESE ANZEIGE IST SCHWARZ-WEISS. DIE WIENER WIRTSCHAFT IST ES NICHT.

SERVICE

NETZWERK
DIVERSITY

01/514 50-1070

E diversity@wkw.at
W wko.at/wien/diversity

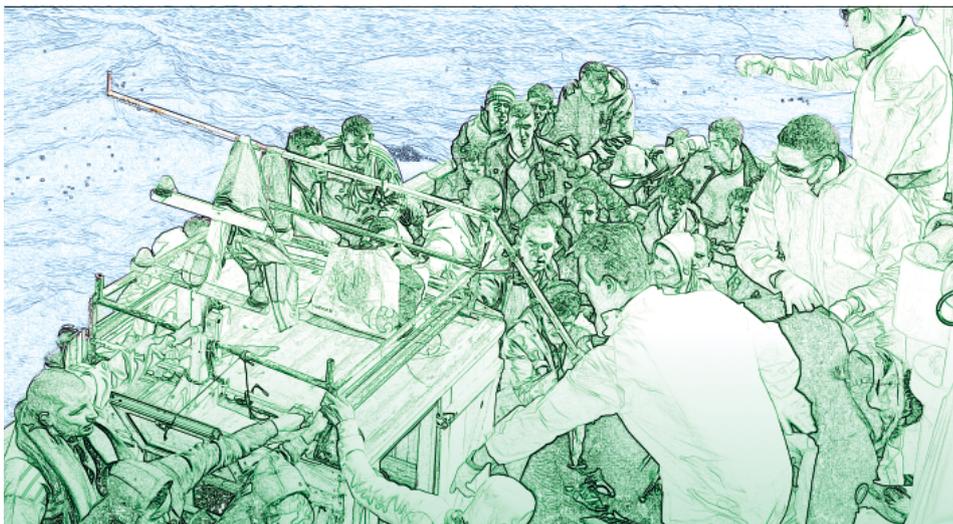


WKO WIEN
WIRTSCHAFTSKAMMER WIEN
Weiter kommen.

Seenothilfe aus Wien, Berlin, Tunis und Rabat

Eine internationale Rettungsinitiative für Flüchtlinge im Mittelmeer

AktivistInnen aus Europa und Afrika haben eine telefonische Anlaufstelle für in Seenot geratene Flüchtlinge im Mittelmeer geschaffen. Gerät ein Boot in Gefahr, unterstützen sie die Rettungsmaßnahmen telefonisch, schauen der Küstenwache auf die Finger und informieren die Öffentlichkeit. Das Watch the Med - Alarm Phone ist ein humanitäres Projekt mit politischem Anspruch.



watch
THE MED

+ 334 86 51 71 61

ALARMPHONE

WWW.WATCHTHEMED.NET

THIS IS NOT A RESCUE NUMBER! But an ALARM NUMBER to support rescue!

DISTRESS AT SEA

1. Call coast guard for rescue.

2. Call our Alarm Phone.

We inform & watch the

coast guard.

3. If you are not quickly rescued, we inform media & politics to make pressure.

(DANGER OF) PUSHBACK

1. Call our Alarm Phone.

2. We try to intervene, we witness & document.

3. We inform media & politics to make pressure.

If possible, call in English or French | utm-alarm-phone@antira.info

Läutet das Telefon, bedeutet das nichts Gutes. Auf einem Boot auf See ist ein Notfall eingetreten. Der Motor ist ausgefallen, Wasser tritt ein, es brennt an Bord, jemand ist ins Meer gestürzt oder das Trinkwasser ist ausgegangen. In Wien sind es zwölf AktivistInnen, die die Watch the Med-Notfallnummer betreiben. Die Nummer ist rund um die Uhr aktiv, im Acht-Stunden-Schichtbetrieb übernehmen jeweils zwei AktivistInnen einen Dienst. Die Zusammenarbeit erfolgt über die Grenzen hinweg. Insgesamt engagieren sich zirka hundert AktivistInnen aus verschiedenen Städten und Ländern ehrenamtlich bei dem Projekt. Natürlich sind auch Refugees mit dabei, die den Weg der Flucht über das Mittelmeer selbst beschritten haben.

Je nach Art des Notfalls und Standort des Bootes kommen

unterschiedliche Alarmpläne zur Anwendung. „Wir haben das Mittelmeer in mehrere Regionen unterteilt. Je nach Region gibt es unterschiedliche rechtliche Voraussetzungen und Praktiken der Seenotrettung der Behörden vor Ort“, erklärt Fanny Müller-Uri, eine der AktivistInnen in Wien. Die Leute am Alarm Phone informieren die zuständige Küstenwache und halten ständigen Kontakt mit den Betroffenen auf See. Bei Verständigungsschwierigkeiten können ad hoc auch DolmetscherInnen zugeschaltet werden. Gleichzeitig versuchen die AktivistInnen herauszufinden, ob ein Schiff in der Nähe der Unglücksstelle ist. Im Mittelmeer sind ständig Frachtschiffe unterwegs, deren Kurs und Position über Webseiten im Internet mitverfolgt werden kann. Über die Konzernzentrale versuchen sie, die Frachter zu erreichen und über den Notfall zu informieren. Denn das internationale

Seerecht verpflichtet sie dazu, den in Not geratenen Refugees zur Hilfe zu kommen. „Wir können die Koordinaten der Schiffe sehen, wir können sehen, wann sie die Schleife gezogen haben und wie weit sie noch weg sind. Da wurden Instrumente eigentlich zu Überwachungszwecken erfunden, die man sich aneignen und für die eigenen Zwecke verwenden kann“, so Müller-Uri. Auch zwei private Rettungsinitiativen sind mit Rettungsschiffen im Einsatz im Mittelmeer und können bei Bedarf kontaktiert werden.

Die Öffentlichkeit soll wissen, was im Mittelmeer passiert

Die Küstenwache reagiert unterschiedlich auf die private Telefoninitiative, zum Teil scheint es tatsächlich darauf anzukommen, wer gerade das Telefon abhebt. Generell sieht Fanny Müller-Uri das Problem

aber nicht bei der Küstenwache selbst, sondern bei deren fehlenden Mitteln: „Die machen zum Teil großartige Arbeit. Aber sie haben einfach nicht genügend Ressourcen. Dann schicken sie einen Hubschrauber, man sieht die Flüchtlinge, aber man hat keine Schiffe mehr.“ In der Vergangenheit soll es auch immer wieder vorgekommen sein, dass die Küstenwache so überfordert war, dass die Behörde im Nachhinein behauptet hat, sie hätte von einem bestimmten Notfall gar nichts gewusst. „Wer uns anruft, hat zumindest die Sicherheit, dass er nicht vergessen wird.“

Gleichzeitig sollen die Küstenwachen-Staaten durchaus wissen, dass sie unter Beobachtung stehen. Die AktivistInnen des Notfalltelefons fertigen am Ende jeder Schicht Protokolle an und dokumentieren Vorkommnisse auf ihrer Homepage; je nach Anlassfall werden auch

politische EntscheidungsträgerInnen und Medien informiert. Die europäische Öffentlichkeit soll wissen, was im Mittelmeer passiert, so das Ziel von *Watch the Med*. Das betrifft ganz besonders auch die Praxis der illegalen Push Backs: Immer wieder werden Flüchtlinge auf See durch Boote der Grenzpolizei und von militärischen Einheiten ab- und aus dem staatlichen Hoheitsterritorium aufs offene Meer zurückgedrängt. Eine illegale, menschenrechtswidrige Vorgehensweise, die verhindern soll, dass Flüchtlinge einen Antrag auf Asyl stellen können. Die EU-Grenzschutzagentur Frontex und die nationalen Grenzbehörden bestreiten solche Maßnahmen. Flüchtlinge auf See rufen trotzdem regelmäßig beim Alarm Phone an, weil sie von Push Backs bedroht sind oder bereits abgedrängt wurden. Auch in solchen Fällen versuchen die AktivistInnen zu helfen, die Rechte der Flüchtlinge zu wahren und die Öffentlichkeit von dem rechtswidrigen Vorgehen zu informieren.

Damit bekommt das humanitäre Projekt, bei dem versucht wird, Leben zu retten, einen klaren politischen Anspruch. „Wir bleiben wütend und schockiert aufgrund der Toten, die

nicht sein müssten“, stellt die Aktivistin klar. „We consider the Alarm Phone not as a solution but as an emergency intervention“, heißt es auf der Homepage von *Watch the Med*. „Fähren statt Frontex“ lautet daher eine ihrer Forderungen. Fanny Müller-Uri: „Wir sind für Bewegungsfreiheit und eine humanitäre Fährverbindung.“ Fähren seien am besten für die Seenotrettung ausgerüstet und öffnen einen legalen Fluchtkanal, um sicher über das Meer zu gelangen. Stattdessen kommt es aber zu einer zunehmenden Militarisierung des Mittelmeers, gegen die die Gruppe klar Stellung bezieht: „Nicht gegen Schlepper, sondern gegen das Visaregime muss vorgegangen werden.“

Mehrsprachige Folder, Radiojingles und Mundpropaganda

Nachdem die Notfallnummer nach einiger Vorbereitungszeit im Oktober letzten Jahres seine Arbeit aufgenommen hatte, gab es vorerst noch recht wenige Anrufe. Mit April stieg ihre Zahl aber plötzlich rasant. Während Fanny Müller-Uri zu Beginn in ihren Nachtschichten noch Zeit zum Schlafen fand, ist das heute nicht mehr möglich. Das hängt

mit dem besserem Wetter und der zunehmenden Verbreitung der Nummer zusammen. Die AktivistInnen versuchen, ihr Infomaterial, ihre Visitenkarten und Folder in mehreren Sprachen, möglichst breit zu streuen. Organisationen, die Flüchtlinge in Nordafrika unterstützen, verteilen die Broschüren vor Ort; innerhalb der Communities, in Auffang- und Flüchtlingslagern werden die bunten Visitenkarten mit der Notfallnummer untereinander weitergegeben. In Algerien und Marokko werden auch Radiojingles geschaltet. Das meiste passiert aber über „ganz banale Mundpropaganda“, erklärt Fanny Müller-Uri. „Wir nutzen alle möglichen Wege, die uns so einfallen. Wir haben gehört, in manchen Häfen ist die Nummer inzwischen an eine Wand geschrieben.“

Das *Watch the Med* – Alarm Phone ist nicht die erste Initiative dieser Art. Mussie Zerai ist katholischer Pfarrer in der Schweiz und betreut dort die eritreische Gemeinde. Seine Telefonnummer kursiert schon seit mehr als zehn Jahren unter den Flüchtlingen, die Notrufe bei ihm sollen schon Tausenden das Leben gerettet haben. Die Leute von *Watch the Med* sind im Kontakt mit

Zerai und profitieren von seiner jahrelangen Erfahrung. Seine Initiative war Vorbild für das Alarm Phone, das seine Arbeit fortführen und ausbauen soll. Dazu braucht es auch Geld. Die Initiative trägt sich alleine durch Spenden. Kosten entstehen durch den Druck des mehrsprachigen Infomaterials und durch Reisen, die zur Vernetzung der grenzüberschreitenden Initiative regelmäßig notwendig sind. Den wichtigsten Posten stellen aber die Telefonkosten dar. In manchen Regionen des Mittelmeers haben Mobiltelefone keinen Empfang, Flüchtlinge sind dann auf Satellitentelefone angewiesen, deren Guthaben schnell aufgebraucht ist. Im Notfall laden die AktivistInnen dann die Telefone der Refugees übers Internet mit neuem Guthaben auf.

Wie bleibt man bei all dem ruhig, bedeutet so ein Notruf nicht unglaublichen Stress? Das sei – wie überall – eine Frage der Übung. Aber: „Die wirklich arge Arbeit machen die Leute der Küstenwache“, und eines ist sowieso klar, so Fanny Müller-Uri: „Es geht nicht um uns. Es geht um die Leute im Mittelmeer.“

Web: www.alarmphone.org
Facebook: [watchthemed.alarmphone](https://www.facebook.com/watchthemed.alarmphone)
Tel: +334 86 51 71 61

Gerd Valchars ist Redakteur bei Radio-Stimme.

Diese Nachlese basiert auf einem Radio Stimme live-Studiogespräch mit Fanny Müller-Uri vom 07. Juli 2015, in voller Länge nachzuhören auf www.radiostimme.at.



das politische magazin
abseits des mainstreams

auf freien radios und im internet

www.radiostimme.at

Wien	Orange 94.0
Innsbruck	FREIRAD
Graz	Radio Helsinki
Kärnten / Koroška	Radio AGORA
Bludenz	Radio Proton
Salzburg	Radiofabrik
Linz	Radio FRO
Salzkammergut	Freies Radio Salzkammergut
Kremstal	Freies Radio B138



You have seen events through the eyes of typical refugees. To them, there is an air of hopelessness about the long queues of people waiting, about the sudden separation from home and family.

Many government and volunteer agencies are working with the United Nations High Commissioner for Refugees to bring aid to the Hungarian

Traiskirchen 1956

Ein Mensch irrt in einer nebelverhangenen, kargen Winterlandschaft umher, stolpert, richtet sich auf und setzt seinen Weg eilend fort. Weitere Frauen und Männer kommen ins Blickfeld, die durch eine scheinbar grenzenlose Landschaft laufen und schließlich einen Fluss überqueren. Es sind Anfangsszenen aus dem 25-minütigen Dokumentarfilm „Out“, den der US-amerikanische Filmmacher und Autodidakt Lionel Rogosin (1924-2000) Ende 1956 im Auftrag des Flüchtlingshochkommissariates der Vereinten Nationen (UNHCR) drehte.^[1] Sie zeigen Menschen auf der Flucht.

Ausgangspunkt des Films bildet das Schicksal der fast 200.000 ungarischen Flüchtlinge, die nach der Niederschlagung des antistalinistischen Aufstandes im Herbst 1956 im Nachbarland Österreich Zuflucht suchten. Für die Mehrzahl von ihnen sollte Österreich lediglich ein Transitland für die Weiterreise in andere westliche Staaten darstellen. Lediglich zehn Prozent der bis 1957 nach Österreich geflüchteten Ungar_innen blieben auch hier.^[2]

Schauplätze des Films sind das burgenländische Grenzgebiet zu Ungarn und das Gelände der ehemaligen k. u. k. Artilleriekadettenschule im niederösterreichischen Traiskirchen, die seit 1955 als Flüchtlingslager geführt wird. Der Film schildert die Geschehnisse aus der Perspektive zweier Geflüchteter – eines alleinstehenden, älteren Mannes und einer Witwe, Maria Wolga, mit ihren zwei Söhnen – die den Grenzübertritt geschafft und im Flüchtlingslager Traiskirchen Aufnahme gefunden haben. Sie erzählen von ihren persönlichen Fluchtgeschichten und den damit verbundenen Hoffnungen, Sorgen und Ängsten. Der Film vermittelt die zehrende Last der Ungewissheit und des Wartens „auf Papiere, auf ein Visum, auf das Essen, auf den Abend, auf den Morgen“, die mit dem Flüchtlingsdasein verbunden sind; aber auch das Fehlen von Privatsphäre im schon damals überfüllten Flüchtlingslager und die schwindende Hoffnung auf eine Zukunft voller Versprechen, weil Länder ihre Quoten für Flüchtlinge schließen.

Zu Wort kommt auch ein junger Österreicher, der die Schwierigkeiten und die tödlichen Gefahren des Grenzübertritts schildert und wohl stellvertretend für jene vielen freiwilligen Helfer_innen aus der Bevölkerung steht, die die Flüchtlinge im Herbst 1956 bei und nach ihrem Grenzübertritt unterstützten. Dass die anfängliche große Solidaritätswelle und Hilfsbereitschaft der österreichischen Bevölkerung für die ungarischen Geflüchteten – die sich in der Folge zu einem zentralen Topos in der kollektiven Erinnerungskultur der Zweiten Republik entwickeln sollte – im Verlauf weniger Wochen und Monate abklang und die Geflüchteten

zunehmend als Belastung empfunden wurden, deutet der Film an. Während in den Anfangsszenen noch Zuversicht und Hoffnung vorherrschten – vermittelt durch Bilder, die den geglückten Grenzübertritt und die Unterstützung sowie Aufnahme durch die lokale Bevölkerung zeigen – schwinden diese Eindrücke gegen Ende des Films. Wir sehen eine Abfolge von Bildern, die vom Warten und von der Ungewissheit erschöpfte Menschen im Flüchtlingslager zeigen. In der Schlusszene spazieren Maria Wolga und ihre beiden Söhne auf dem Gelände des Lagers Traiskirchen. Ein Zaun trennt sie von der Außenwelt, wo Passant_innen auf der Straße vorbeihuschen, ohne die Flüchtlinge eines Blickes zu würdigen. „Es ist schwierig, das Mitgefühl aufrechtzuerhalten. Und wir Flüchtlinge warten im Lager. Wir warten und warten“, lautet der Kommentar aus dem Off.

Vor diesem Hintergrund ist auch der Titel des Films, „Out“, trotz seiner vermeintlichen Schlichtheit, mehrdeutig zu verstehen. Er referiert in meiner Lesart zum einen auf die gelungene Flucht „raus“ aus dem Herkunftsland, zum anderen aber auch auf das „Aus“ der Unterstützung und auf die Grenzen der Hilfsbereitschaft. Schließlich verweist er auf die soziale und rechtliche Position Geflüchteter als außerhalb der Gesellschaft stehend.

„Out“ ist ein filmisches Plädoyer, diese vielfachen Grenzen und Grenzziehungen zu überwinden. Der Film richtete sich vermutlich an die englischsprachige Bevölkerung westlicher Länder als Appell mehr Geflüchtete aufzunehmen, und dürfte auch als Unterstützungsaufruf für Hilfsorganisationen wie das UNHCR und das Rote Kreuz eingesetzt worden sei. Darauf verweist der Text im Abspann, der einen Aufruf zur Solidarität mit den ungarischen Flüchtlingen und zur Unterstützung der Flüchtlingsarbeit enthält.

Die filmische Schilderung der Flucht, Aufnahme und Unterbringung von Menschen, aber auch der mit der Zeit abklingenden Hilfsbereitschaft hat nahezu sechs Jahrzehnte nach „Out“ wenig an Aktualität verloren. Lediglich die Herkunftsländer der vor Krieg, Tod, Verfolgung und Armut Flüchtenden haben sich verändert. Und die Rolle Ungarns.

[1] Für den Hinweis auf den Film danke ich Elisabeth Streit. Lionel Rogosin sollte für sein politisches Filmschaffen und seine Mitbegründung des New American Cinema in den Folgejahrzehnten Berühmtheit erlangen. „Out“ war – nach dem preisgekrönten Film „On the Bowery“ (1956) – Rogosins zweiter Film. Siehe: <http://www.lionelrogosin.org>

[2] Siehe Béla Rásky: „Flüchtlinge haben auch Pflichten“. Österreich und die Ungarnflüchtlinge, 01.10.2001. In: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/BRasky1.pdf> (Stand 15.10.2015)



An den Grenzen der interkulturellen Bildung.

Eine Auseinandersetzung mit Scheitern im Kontext von Fremdheit.

Von: Sabine Aydt

Bielefeld: transcript 2015.

258 Seiten, EUR 29,99

ISBN 978-3-8376-2872-2

Vom Spiel des Scheiterns

Kultur ist ein Begriff, der zur Sphäre der „Beobachtung zweiter Ordnung“ gehört: Mit der Frage etwa, was Kultur denn sei, sind wir bereits mitten in der Kultur. Jede Beobachtung des Kulturellen ist selbst kulturell geformt.

Besonders deutlich wird diese Selbstbezüglichkeit – wenn auch im negativen Sinne – am Attribut *interkulturell*, mit dem sich heute viele pädagogische Projekte schmücken. Interkulturalität ist selten ein interkulturelles Unterfangen. Etwa wissenschaftliche Tagungen zu diesem Thema sind personell so „monokulturell“ zusammengesetzt, wie dies bei ähnlichen Treffen zu einem anderen Thema kaum anzutreffen wäre.

Aus diesem Dilemma gibt es keinen einfachen Ausweg; einen im positiven Sinne komplexen bietet dafür das vorliegende Buch. Autorin Sabine Aydt, eine der Proponent_innen interkultureller Bildung in Österreich, schildert zunächst jene Problemlagen, die ihr Arbeitsfeld zunehmend unwegsam werden lassen. Diese reichen von – erwähnten – erkenntnistheoretischen über terminologische bis hin zu politischen Unzulänglichkeiten. Das interkulturelle Feld ist derzeit übersät von übereilten Angeboten und sedativen Phrasen

mitsamt Konfliktlösungs- und Kompetenzversprechen. Wenn man interkulturelle Kompetenz indes anspruchsvoller definiert als „Bereitschaft und Fähigkeit, den eigenen kulturellen Kontext und die Grenzen des eigenen Wissens bewusst zu reflektieren und dies als Ausgangspunkt für laufendes, selbstgesteuertes Lernen in Beziehung mit anderen zu verstehen“ (S. 18), ist das Feld weniger flach, und das Scheitern lässt nicht allzu lang auf sich warten.

Doch genau diese Erfahrung bildet den Angelpunkt des Buches. Als Scheitern umschreibt die Autorin das Erleben von einem Widerspruch zwischen äußerer und innerer Realität, das zum Leiden führt – jedoch: „Das Scheitern und das Leiden sind [...] insofern Ausdruck von Kreativität, als sie den Keim von Veränderung in sich tragen“ (S. 89).

Um dieser Prämisse nachzugehen, macht die Autorin u. a. von Huizingas Spieltheorie Gebrauch: Interkulturalität nicht als „Heilung“, sondern

als ein Spiel des Scheiterns mit – wahrscheinlicher – Veränderung im Ausgang. Aydt betrachtet darin ihre eigenen interkulturellen Erfahrungen mit Hilfe verschiedener Denkmodelle – um daraus allgemeinere Schlüsse für das interkulturelle Feld zu ziehen.

Die Stärke dieser in vielerlei Hinsicht außergewöhnlichen Publikation liegt nicht nur in der Suche nach einem neuen Zugang zur Interkulturalität; auch nicht allein darin, dass Sabine Aydt mit Scheitern einen zentralen, jedoch diskreten Aspekt der didaktischen Erfahrung thematisiert. Das Buch bietet zudem eine kompetent und verständlich geschriebene Zusammenfassung von Debatten und Theorieansätzen der letzten 30 Jahre zu Kultur, Interkultur und Migrationsgesellschaft.

Hakan Gürses



Hassprediger.

Der aufhaltsame Aufstieg des Johann G.

Ein Beipacktext zur Wiener Wahl.

Von: Alexander Pollak

Berlin: epubli GmbH 2015.

160 Seiten, EUR 11,80

ISBN 978-3-7375-5814-3

„Ich mach’ mir die Welt - widdewidde wie sie mir nicht gefällt ...“

In seinem Mitte August 2015 erschienenen Buch widmet sich Alexander Pollak dem FPÖ-Vizechef und Wiener FP-Klubobmann Johann Gudenus. Der Sprecher von SOS Mitmensch bietet damit einen „Beipacktext zur Wiener Wahl“ an und informiert über mögliche Risiken und Nebenwirkungen einer Stimme für die FPÖ. Seine Motivation: „Ich kann mir nicht vorstellen, dass mehr als zehn Prozent der Menschen tatsächlich wollen, dass das, was ich beschreiben werde, zur beherrschenden Politik in Wien oder in Österreich wird.“

Pollak leitet sein Buch mit einem Einblick in Gudenus' Biografie zwischen Eliteschulen und Burschenschaft ein. Er zeichnet das Bild eines Mannes, der es sich – motiviert durch eine völkische Weltanschauung – zur Aufgabe gemacht hat, gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit zu verbreiten. Auf Basis der Presseaussendungen, die Gudenus tagtäglich ausschickt, rekonstruiert Pollak einige Ausschnitte der tristen Welt, in der der Rechtspopulist zu leben behauptet. Es ist ein Bild von Wien und Österreich, das verängstigen und verunsichern soll. Dazu liefert Gudenus viele Feindbilder, von denen Pollak einige rekonstruiert und analysiert (z. B. AusländerInnen, TschetschenInnen, MuslimInnen, AsylwerberInnen und Menschen, die diese unterstützen).

Diskriminierung sieht auch Gudenus als ernst zu nehmendes Problem:

Wien sei eine Stadt voller „Inländerfeindlichkeit“, die alles „Fremde“ bevorzuge. Seine Erklärung: Wiens Bürgermeister Häupl betreibe einen „systematischen Bevölkerungsaustausch“, wobei „seit Jahren massenweise Ausländer nach Wien gekarrt“, verhätschelt und eingebürgert werden, deren Stimmen seinen Machterhalt garantieren sollen.

Sein Gift verabreicht Gudenus in der Regel in kleinen Dosen und mittels ständiger Wiederholung. Allein die Zusammenfassung und Bündelung der Gudenus'schen Aussendungen, die Pollak mit seinem Buch leistet, macht die Absurdität dieses Weltbildes und die dahinter liegende Boshaftigkeit bereits klar. Darüber hinaus zeigt der Autor eindrucksvoll Widersprüche, Halbwahrheiten, Lügen und Auslassungen auf und stellt Gudenus' Behauptungen in einen aufklärenden Kontext.

Gudenus wirft politischen Widersachern, die seiner Hetze Fakten entgegenzusetzen, gerne Realitätsverweigerung vor. Dieser Vorwurf ist angesichts der Realität, in der Gudenus zu leben behauptet, nur logisch. Für Gudenus persönlich ist es zu wünschen, dass er selbst nicht an dieses triste Weltbild glaubt – und es ist auch anzunehmen. Für Wien und Österreich bleibt zu hoffen, dass ihm und seinen Ko-HasspredigerInnen auch möglichst wenige andere Menschen glauben. Es wird zu oft vergessen oder verharmlost, auf welchen kruden und menschenfeindlichen Inhalten und Motivationen die Politik vom Schlag eines Johann Gudenus aufbaut. Für Menschen, die dem etwas entgegen setzen wollen, bietet sich Pollaks „Beipacktext“ als wertvolles Hilfsmittel an.

Bernhard Spindler

Kritik im „Nirgendwo“

Vom beforschten Objekt zum forschenden Subjekt: Der Sozialphilosoph Radostin Kaloianov liefert in seinem neuen Buch theoretisches Werkzeug zur Umkehrung der Rolle von MigrantInnen in der Migrationsforschung. Ein fundierter Überblick über Kritik als Disziplin und wissenschaftliche Praxis.

In seiner wissenschaftlichen Studie versucht Radostin Kaloianov Kritik und Migration in ein Verhältnis zu setzen. Dieses Vorhaben ist, wie er selbst festhält, alles andere als eine Selbstverständlichkeit, da MigrantInnen „in den Normalitätsvorstellungen [...] in Deutschland oder Österreich ausschließlich als Objekte und fast nie als Subjekte von Kritik“ vorkämen (7). Dem setzt Kaloianov eine Migrationstheorie und -forschung gegenüber, die er nicht als eine Theorie und Forschung über Migration und MigrantInnen, sondern als eine von MigrantInnen verstanden haben möchte. „Migrationstheoretisch“ bezeichnet in diesem Sinne „die theoretische Aktivität von MigrantInnen“ (22f.), die sich möglicherweise, aber nicht unbedingt notwendigerweise auch auf Migration als Forschungsgegenstand bezieht.

Dieser migrationstheoretischen Gesellschaftskritik stellt Kaloianov die Kritische Theorie der Frankfurter Schule abgrenzend gegenüber; in der feministischen kritischen Theorie von Patricia Hill Collins und in den unterschiedlichen Studies-Theorien, insbe-

sondere den African American, Postcolonial, Subaltern und Queer Studies, sieht er hingegen wichtige Konzepte, von denen auch die migrationstheoretische Kritik lernen kann. Damit sind auch die beiden Spielarten sozialtheoretischer Kritik skizziert, wie sie Kaloianov unterscheidet. Der „Exzellenzkritik“, die der Frankfurter Kritischen Theorie zugeordnet wird, steht die „Existenzkritik“ der Studies-Theorien gegenüber. Für forschende MigrantInnen, so die These der Arbeit, „ist die Suche nach kritischen Subjektpositionen eine Frage der sozialen Existenz und nicht der wissenschaftlichen Exzellenz“ (10f.). „Migrantische Betroffenheit“ erscheint im Unterschied zur sozialen Wirklichkeit im Forschungsalltag nicht als Benachteiligung, sondern als „epistemische Privilegierung“ (159), die auch über wissenschaftliche Methoden nicht kompensiert werden kann.

In Anlehnung und Abgrenzung zu einer utopischen Kritik der Frankfurter Kritischen Theorie sieht Kaloianov die migrationstheoretische Gesellschaftskritik schließlich als (vielfach) „atopische“, also

ortlose Kritik. Als eine Kritik, deren „Ausgangs- und Zielort [...] weder oben noch unten, sondern in einem Nirgendwo“ liegt und als deren Aufgabe er es sieht, die „verzerrt wahrgenommenen Existenzlagen von MigrantInnen sowie deren verstummte Erkenntnisperspektiven und Erfahrungswelten zu artikulieren“ (186).

Radostin Kaloianov gibt einen fundierten Überblick über Kritik als Disziplin und wissenschaftliche Praxis. Er liefert dabei das theoretische Werkzeug zur Umkehrung der Rolle von MigrantInnen in der Migrationsforschung vom beforschten Objekt zum forschenden Subjekt. Der Band ist damit insbesondere wichtig für all jene, die selbst in der Migrationsforschung aktiv sind, theoretisiert die Frage der eigenen Betroffenheit und leitet an, die eigene Position und die eigenen Privilegien zu hinterfragen. Eine ausführliche Auseinandersetzung lohnt sich unbedingt, auch wenn die verwendete genretypische Sprache das zu einer mitunter anspruchsvollen Herausforderung werden lässt. ■

Gerd Valchars



Kritik und Migration. Eine Studie.
Von Radostin Kaloianov.
Münster: UNRAST Verlag 2014.
211 Seiten, EUR 16,-
ISBN 978-3-89771-572-1

WIENER VORSTADTTHEATER SHAKE SHAKESPEARE

Öffentliche Generalprobe
14. November 2015
19.00 Uhr

Dr. Hilde Weinberger Saal
der VHS Ottakring
Ludo-Hartmann-Platz 7, 1160 Wien

EINTRITT FREI - SPENDEN WILLKOMMEN

Reservierung erforderlich unter
minderheiten@gbw.at

Premiere: 19.11.
Vorstellungen: 20. & 21.11., 20 Uhr
www.wienvorstadttheater.com

W V T
WIENER VORSTADTTHEATER
integratives Theater Österreichs

DIE GRÜNE
BILDUNGS-
WERKSTATT
MINDERHEITEN

stimme 97 »

Zeitschrift der Initiative Minderheiten



Krieg und Flucht

Vor 70 Jahren, im Mai 1945, endete der Zweite Weltkrieg in Europa mit der Kapitulation der deutschen Wehrmacht. Noch vor dem Krieg begannen Gegner und Gegnerinnen des Nationalsozialismus, und mit der Zunahme der Verfolgung auch immer mehr Juden und Jüdinnen, Deutschland zu verlassen. Nach Schätzungen sind allein in den Jahren 1933 bis 1938 über 500.000 Menschen aus Angst um ihr Leben aus Deutschland geflohen. 1938 bis 1945 waren es im ganzen Kriegsgebiet weitere Millionen. Seither toben ohne Pause andere Kriege nah und weit von Europa. Und immer führen sie zu großen Fluchtbewegungen. Ein Stimme-Heft zur kriegsbedingten Flucht damals und heute.

stimme *Abonnieren!*

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Die **stimme** erscheint seit 1991 als einzige minderheitenübergreifende Zeitschrift in Österreich. Seit 24 Jahren informieren wir über die Anliegen und Forderungen der minorisierten Gruppen, diskutieren die Entwicklungen in der Minderheitenpolitik und treten für die Bildung von minoritären Allianzen ein.

Die **stimme** wird regelmäßig an rund 4000 Personen und Einrichtungen versandt. Knapp 200 davon sind zahlende AbonnentInnen.

Ein **stimme** Jahresabo kostet nur 20 Euro. Als Mitglied der Initiative Minderheiten bekommen Sie die **stimme** kostenlos.

Abonnieren Sie die **stimme** - schicken Sie uns ein E-Mail an: office@initiative.minderheiten.at

Auf ein Wiederlesen!

Ich möchte ein **stimme**-Jahres-Abo bestellen

Ich möchte Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Ich möchte ein **stimme**-Zweijahres-Abo bestellen

Ich möchte förderndes Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Vorname(n):

Jahresabonnement (vier Hefte) inkl. Versand:

Inland EUR 20,- | Ausland EUR 30,-

Zweijahresabonnement: Inland EUR 38,-

Ausland EUR 58,- | Mitgliedschaft: EUR 25,-

Fördernde Mitgliedschaft: ab EUR 100,-

Nachname(n):

Adresse:

Aboverwaltung: Kai Kovrigar

Tel. & Fax: (+43 1) 9669001

abo@initiative.minderheiten.at

www.initiative.minderheiten.at

www.zeitschrift-stimme.at

E-Mail:



Fünf neue Klassen und vier Gruppenräume: Im Februar wurde in der Volksschule Grubergasse in Ottakring mit den Bauarbeiten zur Schulerweiterung begonnen.

Der Zubau in der Grubergasse 4-6 wird – genauso wie die zeitgleich beginnenden Erweiterungsprojekte in der Adolf-Loos-Gasse 2 in Floridsdorf und am Münnichplatz 6 in Simmering – mit dem Start ins Schuljahr 2015/16 im September fertiggestellt sein.

Alle drei Projekte sind Teil der zweiten Phase des Schulerweiterungsprogramms der Stadt Wien. Bereits Ende April beginnen die nächsten Bauarbeiten für fünf weitere Zubauten.

In der Engerthstraße in der Brigittenau wird eine neue Volksschule mit neun Klassen, zwei Gruppenräumen, einem Raum für technisches Werken sowie einem Gymnastiksaal gebaut.

Schulbau geht in die nächste Runde

Die große Bildungsoffensive der Stadt Wien wird heuer fortgeführt: Insgesamt werden 2015 acht Zubauten und ein Neubau realisiert. So wird neuer, dringend benötigter Schulraum geschaffen.

Wien ist die zweitgrößte deutschsprachige Stadt der Welt. Im Jahr 2029 werden laut derzeitigen Prognosen in Wien zwei Millionen Menschen leben. Dieses Wachstum wird selbstverständlich auch beim Ausbau der Bildungsinfrastruktur berücksichtigt.

Errichtung in Rekordzeit

Deswegen werden nicht nur neue Schulen errichtet, sondern auch zahlreiche bestehende Einrichtungen erweitert. Möglich macht das eine moderne Holzbauweise, mit der höchste Bauqualität geschaffen werden kann – und das in Rekordzeit. Ein weiterer wichtiger Vorteil: Der

Schulbetrieb wird dank der Fertigteilbauweise kaum gestört.

Investitionen in Bildung

Bildung ist der Schlüssel für eine erfolgreiche Zukunft aller. Der Grundstein dafür ist, Kinder die bestmögliche Infrastruktur zu bieten. Bereits im vergangenen Jahr hat die Stadt Zubauten an fünf Standorten fertiggestellt.

Für das heurige Jahr stehen weitere acht Schulzubauten und ein kompletter Neubau auf dem Programm.



Neuer Schulraum wird in ganz Wien benötigt.

Zu- und Neubauten

Infos zur Wiener Bildungsoffensive www.schulbau.wien.at

Wien. Die Stadt fürs Leben.

Stadt  Wien



Scannen Sie mit dem Handy diesen QR-Code. Er führt direkt zur Website, die Sie über die Projekte der Wiener Schulbauoffensive informiert. www.schulbau.wien.at



» nächste **stimme** erscheint im Dezember 2015

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH

KUNST

BM | **BF**

bmwfi
Bundesministerium für
Wirtschaft, Familie und Jugend

WIEN
KULTUR 

 kultur
burgenland


tirol
Unser Land